







Chasot.

Zur Geschichte

Friedrichs des Großen und seiner Zeit.

Von

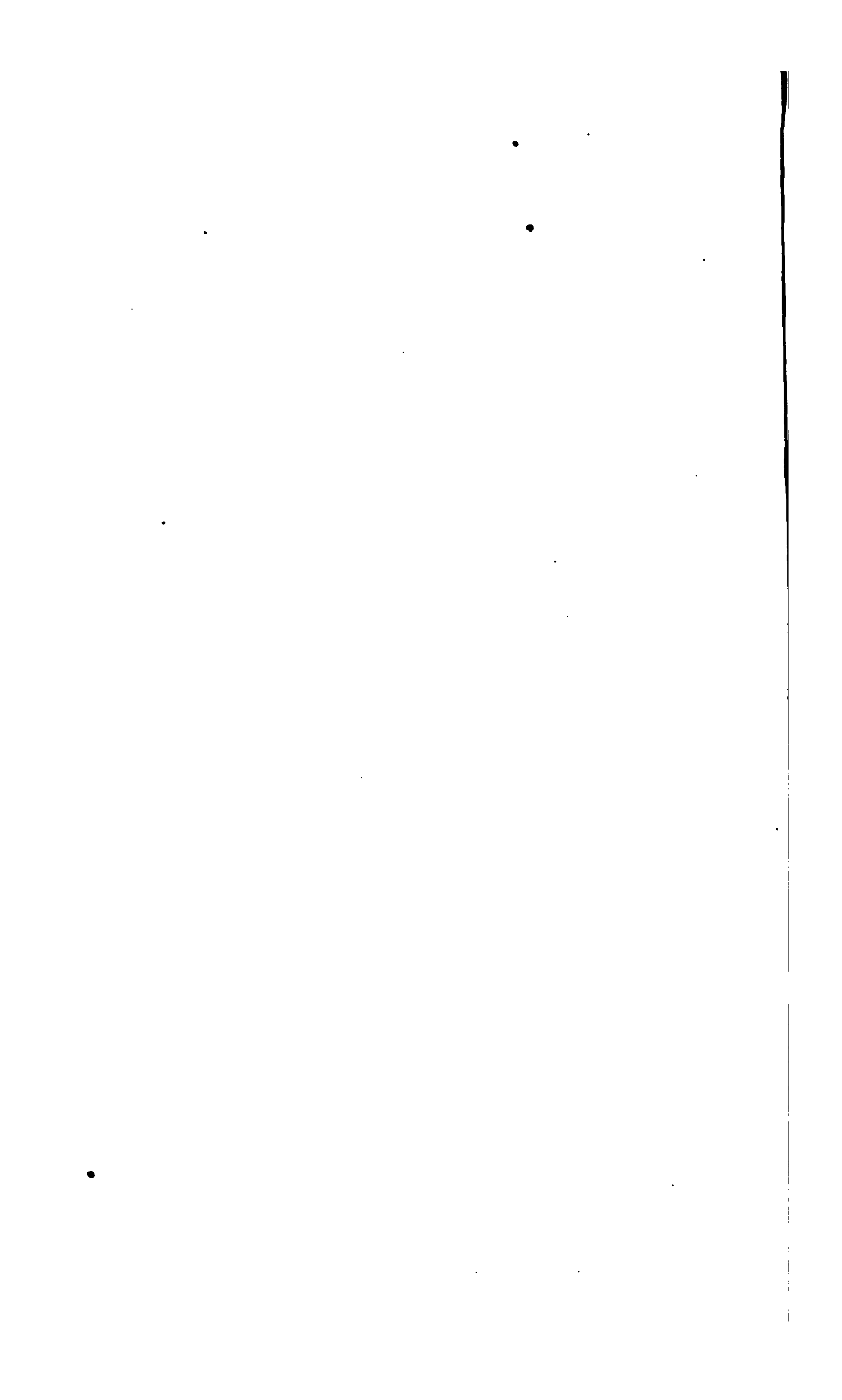
Kurd von Schlözer.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1856.

Inhalt.

Chasot.

Chasot, c'est le matador de ma jeunesse.
FRÉDÉRIC LE GRAND.



I.

Am Sanct Bartholomäustage, den 24. August 1797, starb zu Lübeck in dem Alter von ein und achtzig Jahren und sechs Monaten der General-Lieutenant Graf Isaak Franz Egmont von Chasot, Commandant der Stadt, Ritter des preußischen Ordens pour le mérite und Inhaber des polnischen Sanct Stanislausordens, so wie des französischen Ordens Saint Louis. Sechs Tage später, am 30. August, wurde die Leiche mit der üblichen militairischen Feier in der Domkirche beigesetzt.

In dem Leben und dem Charakter dieses Mannes, den die wechselvollsten Schicksale aus seinem Heimathlande Frankreich nach der ehrwürdigen deutschen Hansestadt geführt hatten, spiegelt sich der Geist jenes abenteuernden Ritterthums ab, welches wie ein Ueberrest des Mittelalters dem achtzehnten Jahrhundert überkommen war und welches hier und da in einzelnen hervorstechenden Persönlichkeiten, besonders zur Zeit des siebenjährigen Krieges noch scharf hervortritt, um dann plötzlich unter den Wogen der französischen Revolution fast spurlos zu verschwinden.

2.

Was unsere Aufmerksamkeit auf Chasot gelenkt hat, ist hauptsächlich sein Verhältniß zum Könige Friedrich dem Zweiten, dann seine glänzende Theilnahme an den schlesischen Kriegen und endlich sein Leben und Wirken in Lübeck.

Chasot stammte aus der Normandie, wo seine weitverzweigte Familie reiche Ländereien besaß. Die ursprüngliche Heimath der Chasots war aber Burgund; dort geschieht ihrer bereits zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts Erwähnung. In der Gegend von Salive und Dijon ist der Stammsitz dieses Geschlechts zu suchen, das sich von seinem ersten Auftreten an durch kriegerischen Sinn, wie durch treue Hingebung an seine Landesfürsten bemerkbar macht.

Um das Jahr 1273 befehligt Johann Worle, der Ahnherr der Chasots, „eine Compagnie von funfzig Leuten" auf dem Schlosse Salive, kämpft siegreich unter dem Banner des Herzogs Robert II von Burgund und erhält von diesem, zum Lohne seiner Tapferkeit, für sich und seine männlichen Nachkommen das Recht, „von den Ländereien um Salive den Dritten und den Zehnten gemeinschaftlich mit dem Herzoge zu erheben und mit ihm zu theilen."

Schon der zweite Chasot, Johann I, der ebenfalls Schloßhauptmann von Salive ist, nennt sich „Ecuyer," was so viel sagen will, daß er Schild und Wappen führt und dem Ritterstande angehört. Das Wappen besteht aus einer silbernen Eiche auf blauem Grunde, an deren Seiten zwei goldene Löwen emporspringen.

Von den zwölf Söhnen Johanns I starben elf auf dem Schlachtfelde. Der zwölfte, Namens Benignus, setzt das

Geschlecht fort. Bei der Vermählung seines Sohnes Claudo von Chasot mit dem edlen Fräulein Susanna Pillot sind der Herzog Philipp der Kühne und die Herzogin von Burgund zugegen. Seinen Urenkel Colin finden wir noch auf Salive in der Würde des Schloßhauptmanns und zugleich als Kammerherrn an dem prachtliebenden Hofe Karls des Kühnen, des letzten der burgundischen Herzöge.

Nach dem Tode dieses Fürsten fällt Burgund an Frankreich und der Adel des Landes muß die Oberhoheit des französischen Königshauses anerkennen. In den Besitzverhältnissen und der äußeren Stellung der einzelnen Familien machen sich dadurch binnen Kurzem große Veränderungen bemerkbar. Auch die Chasots bleiben nicht unberührt von diesem Umschwunge der Dinge; nach Colin kommt ein Schloßhauptmann ihres Namens auf Salive nicht mehr vor; sie treten in den Besitz neuer Aemter und neuer Landgüter. Schon der Enkel Colins, Bernhard I, befehligt eine Compagnie im Dienste Franz I, ist „Seigneur von Talmé, Mornay, Pouilly und Ossay" und wird endlich Grand-Ecuyer von Burgund.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts verläßt dann, aus uns unbekannten Gründen, die Hauptlinie der Chasots, welche sich damals bereits in drei Zweige getheilt hatten, die burgundische Heimath und siedelt nach der Normandie über. Die Stadt Caën und deren Umgegend werden nun der Sitz der Familie. Dort finden wir zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Thomas Louis von Chasot, der als Capitain bei den Grenadieren des Regiments Louvigni

steht und sich im Jahre 1709 mit Claudia von Prépetit vermählt. Die Ehe ist mit Kindern reich gesegnet; drei Töchter und acht Söhne gehen aus derselben hervor. In den Söhnen zeigt sich fast durchweg der alte Soldatensinn der Chasots. Sechs unter ihnen wählen die militairische Laufbahn und dienen zum Theil bei den königlichen Garden, zum Theil bei den Chevauxlegers und dem Dragoner-Regimente von Harcourt.

Der zweitälteste derselben ist unser Franz Isaak Egmont von Chasot, welcher sieben Jahre nach der Vermählung seiner Eltern, am 18. Februar 1716 zu Caën geboren und Tags darauf in der dortigen Kirche Notre Dame getauft wurde.

Ueber seine Jugendgeschichte wissen wir nur das Wenige, was er in hohem Alter selbst aufgezeichnet hat. Den ersten Unterricht genoß er wahrscheinlich im elterlichen Hause. Später ward er nach Rouen in das Jesuiten-Collegium Joyeuse geschickt, von wo aus er nach Metz kam in das adlige Cadettencorps, das „Corps des cadets-gentilshommes.“ Dann verlieren wir ihn längere Zeit völlig aus den Augen. Erst im Jahre 1734 finden wir ihn als Lieutenant in dem Infanterie-Regimente Bourbonnais bei der französischen Armee am Rheine wieder. Dort brachte der Zufall ihn in Verhältnisse, welche für sein ganzes übriges Leben von entscheidender Bedeutung werden sollten.

II.

Mit dem Beginn des Jahres 1733 hatte sich die Aufmerksamkeit der europäischen Cabinette fast ausschließlich der polnischen Wahlangelegenheit zugewandt.

In der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar jenes Jahres war August II, der Kurfürst von Sachsen und König von Polen auf seinem Residenzschlosse zu Warschau gestorben. Für den erledigten Königsthron hatten sich sofort zwei fürstliche Bewerber gemeldet, deren Ansprüche in verschiedener Weise von den Großmächten unterstützt wurden. Ludwig XV von Frankreich betrachtete es als eine Art Ehrensache, seinem Schwiegervater Stanislaus Lesczynski die Krone wiederzuverschaffen, die diesem schon einmal von der polnischen Nation zuerkannt gewesen war; Oesterreich und Rußland dagegen wandten Alles auf, um dem Sohne des verstorbenen Königs August die Nachfolge in Polen zu sichern.

Noch im Laufe des Jahres 1733 sollte es zur Entscheidung kommen, wer hier den Sieg davon tragen würde. Nachdem die Vorbereitungen zu der Wahl beseitigt waren, traten am 11. September die Woiwodschaften und Povjatys,

die Districte des Königreichs auf der Wola, dem alten Wahlfelde bei Warschau zusammen. Inzwischen hatte sich Stanislaus Lesczynski selbst von Frankreich nach Polen begeben, um die Magnaten durch seine persönliche Gegenwart für sich zu gewinnen. Eine mächtige Partei war für ihn bereits durch den Primas, Theodor Potocki, Erzbischof von Gnesen, so wie durch den französischen Gesandten Marquis de Monti, geworben. Die Gegner des Fürsten waren zum Theil gar nicht auf der Versammlung erschienen oder hatten sich bald von derselben zurückgezogen. Als man daher zur Wahl schritt, fielen die Stimmen fast aller Anwesenden auf Stanislaus Lesczynski.

Aber hiermit war die Sache nicht abgethan. Schon vor Beginn der polnischen Wahlbewegung hatte der österreichische Gesandte in Warschau, Graf Welczek dem Primas des Reichs ganz unumwunden eröffnet, daß der Wiener Hof nicht unterlassen werde, die Wahl des Fürsten Stanislaus auf alle Weise zu hintertreiben. Zugleich war, um dieser Erklärung den nöthigen Nachdruck zu geben, ein österreichisches Beobachtungscorps in Schlesien aufgestellt worden. Aehnliche Drohungen hatte auch der russische Gesandte, Graf Löwenwolde, in Warschau ausgesprochen und von Petersburg verlautete es sogar, daß die Kaiserin eine Wahl des Fürsten Lesczynski geradezu als eine Kriegserklärung betrachten würde. Kaum war daher das Ergebniß der Abstimmung bekannt geworden, so rückte ein russisches Heer von etwa zwölftausend Mann unter der Führung des Generals Lascy in Polen ein und bezog in der Nähe von

Warschau ein Lager. Dort versammelten sich binnen Kurzem alle diejenigen Magnaten und Adligen, welche sich gegen Stanislaus ausgesprochen und sich von dem Reichstage getrennt hatten. Unter der Leitung des Bischofs von Posen wurde nun von dieser Partei eine neue Wahl abgehalten und am 5. October 1733 der Kurfürst August von Sachsen zum Könige von Polen ausgerufen.

So hatte das Reich jetzt zwei Könige, von denen Keiner dem Anderen weichen wollte, weil ein Jeder mit voller Sicherheit auf die Unterstützung seiner auswärtigen Bundesgenossen rechnen zu können glaubte. Diese Hülfe blieb auch nicht aus. Während Rußland immer neue Streitkräfte nach Polen sandte, um seinem Schützlinge die Anerkennung der Nation zu erzwingen, hatte Ludwig XV mit Spanien und Sardinien ein Bündniß abgeschlossen, welches ihn in den Stand setzte, wenn auch nicht unmittelbar seinem Schwiegervater zu Hülfe zu eilen, doch den einen der Gegner desselben vom Westen und vom Süden her zu beschäftigen. Noch im October kündigte Frankreich dem habsburgischen Kaiserhause den Krieg an; in Italien und am Rhein sollte jetzt über das Schicksal Polens entschieden werden.

Auf eine so rasche Wendung der Dinge mochte man in Wien nicht gefaßt gewesen sein. Nirgends waren die erforderlichen Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Ohne auf namhaften Widerstand zu stoßen, drangen daher die Franzosen siegend und erobernd vor. Lothringen und Bar wurden von ihnen besetzt. Am 28. October ergab sich die Reichsfestung Kehl. Gleichzeitig hatten in Italien unter

der Leitung des Marschalls Villars und des Königs von Savoyen die feindlichen Operationen begonnen. Schon am 3. November zog die französisch-sardinische Armee in Mailand ein. Etwa vier Wochen später übergab sich die Festung Pizzighitone und noch vor Ende des Jahres 1733 war die ganze Lombardei, mit Ausnahme weniger fester Punkte in den Händen der Verbündeten.

An eine Wiedereroberung dieser Provinzen konnte der Kaiser für den Augenblick nicht denken; er mußte zunächst seine Aufmerksamkeit nur darauf lenken, den mächtigen Feind womöglich an einem weiteren Vordringen in die Reichslande zu verhindern. Während der Wintermonate wurden daher die nöthigen Truppen zusammengezogen, damit diese mit Beginn des Frühjahrs sofort ins Feld rücken könnten. Eine Heeresabtheilung unter der Führung des Grafen von Mercy war für Italien bestimmt; eine andere, deren Leitung der greise Prinz Engen übernahm, wurde gegen den Rhein vorgeschoben. Zu dieser Armee versprachen auch einzelne Reichsfürsten ihre Truppen zu stellen. Denn die Gesammtheit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, deren Vertreter zu Regensburg tagten, war sich keineswegs darin einig, den Kaiser zu unterstützen; erst am 9. April 1734, nach einer langwierigen, fünfmonatlichen Berathung kam man dort zu dem Entschlusse, Frankreich und dessen Verbündeten den Krieg zu erklären und eine Reichsarmee ins Feld zu schicken.

Unter denjenigen deutschen Fürsten, welche schon früher dem Kaiserhause ihre Hülfe zugesagt hatten, stand in vor-

derer Linie Friedrich Wilhelm der Erste, der König von Preußen, der überhaupt während der ganzen polnischen Wahlangelegenheit Oesterreich gegenüber mit der größten Selbstverleugnung zu Werke gegangen war.

Noch zu Lebzeiten Augusts II hatte Friedrich Wilhelm sich dahin ausgesprochen, daß bei der nächsten Erledigung des polnischen Thrones nicht wieder ein ausländischer Fürst, sondern einer der eingeborenen Magnaten zum Könige gewählt werden möge. Auf solche Weise, schien es, würde sich am leichtesten einige Ordnung und Ruhe in das „immerwallende Meer" der polnischen Angelegenheiten bringen lassen. Ganz besonders aber mußte dem Könige daran liegen, den Sohn Augusts II, den Kurprinzen von Sachsen, von der Nachfolge in Polen ausgeschlossen zu sehen, um so einer abermaligen Machterweiterung jenes deutschen Nachbarstaates vorzubeugen, welche unter Umständen für Preußen höchst unbequem werden konnte.

Was die Wahl eines polnischen Magnaten anbetraf, so war in diesem Punkte Rußland ursprünglich ganz und gar mit Friedrich Wilhelm einverstanden gewesen. Später aber hatte sich das Petersburger Cabinet durch verschiedene Rücksichten gegen Oesterreich bewegen lassen, von jenem anfänglichen Plane abzugehen und die Wahl des sächsischen Prinzen mit zu unterstützen. Dies verstimmte den König. Indessen lag es ihm fern, jetzt eine feindselige Stellung gegen das Reichsoberhaupt einzunehmen; hatte er doch erst unlängst erklärt: „ich gehe nicht ab vom Kaiser oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonsten ich mit

Treue und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe." Er zeigte sich daher bald nicht abgeneigt, ebenfalls dem österreichisch=russischen Bündnisse beizutreten, und verlangte dagegen nur, daß gewisse Forderungen erfüllt würden, welche er als Bedingung der Anerkennung des sächsischen Kurfürsten als polnischen Thronerben aufgestellt hatte. Für den Fall eines Krieges erbot er sich sogar ausdrücklich, mit ein und vierzig Bataillonen Infanterie und sieben und neunzig Schwadronen Cavallerie den Kaiser zu unterstützen, vorausgesetzt, daß ihm dafür das Recht eingeräumt würde, Düsseldorf und das Großherzogthum Berg zu besetzen, jene Gebiete, die kraft früherer Verträge, bei dem nahe bevorstehenden Abgange des Hauses Neuburg, allem Anscheine nach doch an Preußen fallen mußten.

Aber mit einer fast unerklärlichen Geringschätzung wurde dieses Anerbieten des Königs vom Wiener Hofe selbst noch in dem Augenblicke zurückgewiesen, als bereits auf den Mauern der Reichsfestung Kehl siegverkündend die französische Fahne flatterte. Der Kaiser mochte nun einmal von der Ansicht ausgehen, daß der König von Preußen, so weit es die Verhältnisse zuließen, nur als Reichsstand behandelt werden müsse, auf dessen Hülfe man im Falle der Noth doch mit voller Sicherheit rechnen könne. Ueberdies lag ein Vertrag vor, welcher bereits im Jahre 1728 zwischen Oesterreich und Preußen in Berlin abgeschlossen war, worin Friedrich Wilhelm sich verpflichtet hatte, dem Kaiser eine Armee von zehntausend Mann zu stellen, sobald dessen Erblande von irgend welcher Seite gefährdet würden.

Und hieran hielt auch der König noch fortwährend, trotz aller Kränkungen und Beleidigungen, die er in Wien erfahren hatte, mit unwandelbarer Treue fest. Als daher die Dinge am Rhein eine immer drohendere Gestalt annahmen, erklärte er sich sofort bereit, seinen Verpflichtungen gegen den Kaiser nachzukommen. Schon in den ersten Wochen des Jahres 1734 erging an die verschiedenen Truppentheile in Preußen, Pommern und Magdeburg, welche dieses Hülfscorps bilden sollten, der Befehl, sich marschfertig zu halten. Ausgewählt waren die fünf schönen Infanterie-Regimenter von Zeetz, von der Goltz, Graf Finkenstein, von Röder und von Flans, so wie die drei Dragoner-Regimenter von Sonsfeld, von Cosel und Prinz Eugen von Anhalt-Dessau. Diese acht Regimenter ließ der König zunächst nach Berlin kommen, um sie zu mustern und sich selbst von dem guten Zustande der Truppe zu überzeugen. Ende April setzte sich dann das gesammte Corps unter dem Befehle der General-Lieutenants von Röder in Bewegung und langte etwa in der zweiten Woche des Monats Juni bei Heilbronn an, wo der Prinz Eugen inzwischen mit der kaiserlichen Armee und den übrigen Reichstruppen ein Lager bezogen hatte.

Mit Beginn des Frühjahrs waren nämlich die Feindseligkeiten von den Franzosen bereits wieder am Oberrhein und an der Mosel eröffnet worden. Das Commando über die Armee führte, wie im vergangenen Jahre, der Herzog von Berwick, jener alte Kriegsmann, dessen Heldensinn und militairischen Talente noch von den Zeiten Ludwigs des

Vierzehnten her bei Allen in frischem Andenken standen. Sein Hauptplan ging darauf hin, sich zunächst der Festung Philippsburg zu bemächtigen. Dieser Platz, etwa sechs Meilen unterhalb Rastadt, hart am rechten Rheinufer gelegen, galt damals für einen so wichtigen Punkt, daß schon Türenne geäußert hatte, „Frankreich könne immerhin zwei seiner Provinzen hergeben, wenn es dafür in den Besitz der Festung Philippsburg gelange." Von der Rheinseite her war es theils durch den Fluß, theils durch die jenseits desselben gelegene sogenannte Rheinschanze gedeckt. Um die Festung auch von Süden her ganz sicher zu stellen, hatte der Prinz Eugen während der Wintermonate bei Ettlingen zwischen dem Rhein und den Höhen des Schwarzwaldes einen verschanzten Wall theils neu aufführen, theils die vorhandenen Befestigungslinien verstärken lassen.

Der Herzog von Berwick sah sich daher genöthigt, fast alle seine Streitkräfte um die Festung zusammenzuziehen, weil es ihm darauf ankam, sich so rasch wie möglich derselben zu bemeistern, um dann von da aus weiter operiren zu können. Seine gewohnte Umsicht führte auch hier zu schnellen Erfolgen. Am 4. Mai wurden die Ettlinger Linien genommen; am 3. Juni waren die Franzosen nach einer zweitägigen Belagerung Herren der Rheinschanze und sofort wurden nun die Laufgräben vor der Festung eröffnet.

Das Hauptquartier des Herzogs befand sich zu Rheinhausen unterhalb Philippsburg. Von dort aus leitete er selbst die Belagerungsarbeiten, deren rascher Fortgang ihn wohl zu der Hoffnung berechtigen mochte, binnen Kurzem

an der Spitze seiner Truppen als Sieger in Philippsburg einziehen zu können. Aber anders hatte es das Schicksal bestimmt.

Am 12. Juni ging der Herzog früh Morgens gewohnter Weise in die Laufgräben, um sich von dem Stande der Arbeiten zu überzeugen und zugleich die nöthigen Befehle für die kommende Nacht zu ertheilen. Außer dem Chef des Ingenieur-Corps pflegten den alten Herrn bei diesem Gange stets verschiedene Officiere höheren und niederen Ranges zu begleiten. Um die Werke besser übersehen zu können, bestieg er an jenem Morgen das Bankett der Brustwehr einer der am weitesten vorgeschobenen Laufgräben, welcher ebenso sehr dem Feuer der Festung, wie den Geschossen der Belagerer selbst ausgesetzt war, so daß hier bereits mehrere französische Soldaten durch die Kugeln ihrer eigenen Leute den Tod gefunden hatten. Zur Verhütung weiterer Unglücksfälle war freilich ein Posten mit der Anweisung aufgestellt, Niemanden in die Nähe des gefährlichen Punktes gelangen zu lassen; den Herzog aber hatte die Schildwache nicht gewagt am Vorgehen zu hindern. Dieser nun war kaum auf das Bankett getreten, als eine Kanonenkugel ihn traf, so daß er auf der Stelle todt zusammensank. Woher der Schuß gekommen, ob aus dem Lager oder aus der Festung, ist niemals ermittelt worden.

Unter den Personen, welche den Marschall auf jenem letzten Wege in die Laufgräben begleitet hatten und jetzt trauernd seine Leiche umstanden, bemerken wir einen jungen Officier in der glänzend weißen Uniform des Regiments

Bourbonnais, der durch den ganzen Vorgang besonders tief ergriffen zu sein scheint. Es ist Franz Isaak Egmont von Chasot, damals achtzehn Jahre alt. Erst vor Kurzem hat er die Cadettenschule verlassen, ist dann sofort mit seinem Regimente zur Rheinarmee beordert worden und hat hier bald das Glück gehabt, die Aufmerksamkeit des Marschalls auf sich zu lenken und dessen Wohlwollen zu erwerben. Chasot verlor in dem Herzog von Berwick, wie er selbst erzählt, seinen besonderen Gönner und Beschützer.

Nach dem Tode des Herzogs übernahm der Marquis von Asfeld den Oberbefehl der Armee. Die Belagerungsarbeiten schritten ungestört fort. Ein Werk nach dem anderen wurde, trotz der tapferen Gegenwehr der Belagerten, genommen. Am 30. Juni fiel das sogenannte Hornwerk, am 14. Juli das Kronenwerk und vier Tage später mußte sich die von allen Seiten hart bedrängte Festung ergeben.

So ging dieser wichtige Platz Angesichts der Reichsarmee verloren, weil der Prinz Eugen sich nicht für stark genug gehalten, die französischen Belagerungstruppen in ihren Verschanzungen anzugreifen. Der ein und siebzigjährige Held hatte sich überlebt; „in dem kaiserlichen Heere war nur noch der Schatten des großen Eugen."

Inzwischen hatte sich in dem Hauptquartiere des Prinzen und in dem Lager der Reichsarmee bei Wiesenthal eine Menge deutscher Fürsten aus den verschiedensten Theilen des Reichs zusammengefunden. Man sah dort die Herzöge von Braunschweig-Bevern, von Würtemberg, von Oels und von Arenberg, den Landgrafen nebst dem Erbprinzen

von Darmstadt, die Dessauischen und den Bernburger Prinzen, die Markgrafen Carl und Wilhelm von Brandenburg, den Markgrafen von Baden, so wie die Prinzen von Baden-Durlach, von Löwenstein, von Oranien, von Lichtenstein und die Waldeckschen Prinzen. Am 13. Juli war dann auch der König von Preußen eingetroffen und hatte sich bei seinen Regimentern einquartiert.

Fast alle diese fürstlichen Personen waren vornehmlich in der Erwartung an den Rhein gezogen, daß es hier zu entscheidenden Kämpfen mit den Franzosen kommen würde. Desto mehr mußten dieselben sich daher enttäuscht finden, als die Reichsarmee monatelang in völliger Unthätigkeit verblieb und nicht einmal ein ernsthafter Versuch gemacht wurde, die Festung Philippsburg zu entsetzen.

Außer den genannten Fürsten befand sich in der Umgebung des kaiserlichen Oberbefehlshabers auch der Kronprinz Friedrich von Preußen, der mit der ganzen Begeisterung jugendlicher Thatenlust und Ruhmbegierde dem Heere seines königlichen Vaters an den Rhein gefolgt war, um hier, wenn es gälte, zum ersten Male in offener Feldschlacht seine militairische Tüchtigkeit zu zeigen, die er bis dahin nur Gelegenheit gefunden, in „der geliebten Garnison“ in Neu-Ruppin als Führer seines Regimentes zu erproben.

Der Prinz hatte Berlin am 30. Juni verlassen. Am Abende zuvor war noch bei der Königin im Schlosse Monbijou ihm zu Ehren ein Abschiedsball veranstaltet worden. Morgens drei Uhr brach er dann mit dem Markgrafen von

Schwedt und den Officieren seines Gefolges auf, reiste fast acht Tage ohne Aufenthalt und langte am 7. Juli Vormittags bei Wiesenthal an, wo der General-Lieutenant von Röder mit den preußischen Truppen ein Lager bezogen hatte.

Noch am selben Tage meldete Friedrich dem Könige seine Ankunft und berichtete ihm zugleich über die nächsten Pläne des kaiserlichen Oberbefehlshabers. „Gestern", schreibt der Prinz, „bin mit den Equipagen auf Eppingen gegangen und heute sind wir im Lager bei Wiesenthal angekommen, haben den Mittag bei dem General Röder gegessen und sind, nach dem Essen, bei dem Prinzen Eugenio nach der Parole geritten. Ich habe ihm meines Allergnädigsten Vaters Brief gegeben, welcher ihn sehr erfreuete. Es war sehr voll Kaiserlicher Generals herum, so daß man sich kaum durchdrängen konnte. Morgen werde nach einem Dorfe reiten, so auf unserem rechten Flügel ist; es heißt Wachhäusel; daselbst ist ein Thurm, worvon man das ganze französische Lager sehen kann; von dar werde die beiden Linien herunterreiten. Es werden ein Haufen Hürden und Faschinen gemacht, welche zu zwei differenten Plans sollen gebraucht werden. Der eine ist, das französische Retranchement generalement zu attaquiren und mit den Faschinen den Graben, so vor uns ist, und den Morast, welcher auf unserem linken Flügel ist, zu combliren. Dieses ist der eine Plan; der andere ist, durch einige fausse attaquen den Feind zu amüsiren und in der Zeit Succurs in die Stadt zu schicken. Aber das ist gewiß, daß in Zeit

von etlichen Tagen wir gewiß was hier zu thun haben werden."

Indeß brachten die nächsten Tage und Wochen statt der gehofften Schlachten und Siege nur friedliche Truppenmärsche und höchstens einmal ein kleines Scharmützel. Philippsburg mußte, wie bereits erwähnt, capituliren, und der Prinz Eugen beschränkte sich darauf, bei Heilbronn und Bruchsal feste Stellungen einzunehmen, wodurch er es den Franzosen unmöglich machte, gegen die Reichslande weiter vorzubringen.

Das Demüthigende, was in einer solchen Thatenlosigkeit lag, mochte freilich Niemand tiefer empfinden, als Friedrich, und nicht ohne Bitterkeit schreibt er seinem Vertrauten, dem Obersten von Camas, nach Frankfurt an der Oder: „La campagne présente est une école où l'on a pu profiter de la confusion et du désordre qui règne dans cette armée; elle a été un champ très-stérile en lauriers et ceux qui ont été accoutumés d'en cueillir toute leur vie, et dans dix-sept occasions distinguées, n'y ont pu atteindre cette fois-ci."

Indessen hatte der Prinz, trotz seiner Jugend, Einsicht genug, um die Gründe anzuerkennen, welche den erfahrenen Eugen abhielten, die feindliche Armee anzugreifen, und eben demselben Freunde schreibt er daher, daß diese Unthätigkeit dem kaiserlichen Feldherrn Ehre mache, denn der Hauptplan der Franzosen sei der, ihn vom Neckar zu vertreiben und sodann gerade diejenige Stellung einzunehmen, in welcher Eugen sich mit so vielem Geschicke behauptete.

„J'admire," so schließt dieser merkwürdige Brief, „la conduite de notre chef et bien loin de perdre l'estime et la considération due à des gens qui ont acquis une expérience consommée, je les entendrai plus volontiers que jamais, comme mes docteurs, m'enseigner la route la plus assurée pour parvenir à la gloire, et le chemin le plus court pour approfondir le métier."

Schon zu Ende des Monats Juli hatten die Verhältnisse am Rhein eine solche Gestalt angenommen, daß für dieses Jahr an eine entscheidende Unternehmung nicht mehr zu denken war. Gegen die Mitte des Augusts verließ daher der König von Preußen die Armee und begab sich zunächst über Mainz nach Wesel, um von dort nach Potsdam zurückzukehren.

Der Prinz Friedrich blieb noch am Rhein bis zum Ausgang des Monats September, wo dann die preußischen Regimenter ihre Winterquartiere bezogen, während er selbst sich über Baireuth und Dessau ebenfalls nach Potsdam begab. Dort traf er am 12. October ein.

Wir sind hier bereits bei einem Zeitpunkte angelangt, wo in die Umgebung des Prinzen Friedrich jener junge französische Officier eingetreten war, den wir zuletzt in den Laufgräben vor Philippsburg unter den Begleitern des Herzogs von Berwick angetroffen haben. Die erste Veranlassung zu dieser Bekanntschaft Friedrichs mit Chasot war durch einen traurigen Umstand herbeigeführt worden, den Letzterer daher nur mit kurzen Worten in seinen Memoiren erwähnt.

Bei Gelegenheit der Beschreibung des Lagerlebens vor Philippsburg erzählt Chasot: „Beaucoup de jeunes Parisiens à talons rouges avaient été faits officiers sans savoir ni exercer, ni commander. On leur conseilla de s'adresser à leurs camarades, surtout à ceux qui avaient servi dans les cadets comme à la meilleure école pour la jeunesse française destinée au militaire. Mais des petits-maîtres en escarpins et en bas de soie, qui, voulant savoir tout sans avoir rien appris, crûrent s'avilir en prenant des leçons de ceux, qui ne pouvaient égaler leur magnificence, et s'attirèrent par leurs propos et mauvais procédés des affaires très-sérieuses qui coutèrent la vie à plusieurs d'eux.

Je n'ai jamais été querelleur," fährt Chasot fort, „et je suis ressorti d'une école de six cents cadets, où il y avait chaque semaine quelques tués ou blessés, sans avoir eu la moindre mauvaise affaire. Cependant je ne pus échapper à la mauvaise humeur des jeunes Parisiens ferrailleurs, ni soutenir plus long-temps les airs d'arrogance d'un fat à talons rouges, parent éloigné du duc de Boufflers. Il fallut donc se battre encore et laisser mon dangereux adversaire étendu sur la place."

Der unglückliche Ausgang dieses Duells brachte Chasot für den Augenblick in eine verzweiflungsvolle Lage. Denn der Herzog von Boufflers, der Anverwandte seines Gegners, gehörte zu den einflußreichsten Personen bei Hofe, war Pair von Frankreich und überdies Inhaber des Regiments Bour=

bonnais, bei welchem Chasot stand, so daß dieser der härtesten Strafe gewärtig sein mußte, wenn er sich derselben nicht durch eine rasche Flucht entzog. Jung und hülflos, wie er war, wählte er den letzteren Ausweg. Er verließ sofort das von den französischen Truppen besetzte Gebiet und begab sich in das Lager des Prinzen Eugen, nicht etwa in der Absicht, gegen sein Vaterland zu kämpfen, sondern nur um zunächst ein sicheres Asyl zu finden. Ein in der Eile von fast sämmtlichen Officieren des Regiments ihm ausgestelltes Zeugniß über sein tapferes und ritterliches Betragen diente dem Unglücklichen bei dem kaiserlichen Feldherrn als Empfehlung und bereitete ihm einen würdigen Empfang. Auf den Wunsch des Prinzen Eugen blieb Chasot fürs Erste in dessen unmittelbarer Umgebung; ein Begleiter ward ihm beigegeben in der Person eines Herrn von Brender.

Wo und auf welche Weise später das erste Zusammentreffen Friedrichs mit Chasot stattgefunden hat, läßt sich aus seinen Memoiren nicht ersehen, da dieselben gerade an dieser Stelle lückenhaft sind. Aus seiner weiteren Erzählung, wie sie uns vorliegt, ergiebt sich hierüber nur Folgendes:

Un jour, le prince Frédéric dit à monsieur de Brender: Si Vous avez demain le temps, amenez moi à dix heures du matin ce jeune Français au camp. Le lendemain mon mentor m'ayant fait sceller un de ses chevaux, je l'accompagnai chez ce prince, qui nous reçut dans sa tente, derrière laquelle il avait fait creuser à trois ou quatre pieds de profondeur une grande

salle à manger avec des fenêtres et un toit couvert de paille.

Son Altesse Royale après deux heures d'entretien et après m'avoir fait cent questions nous congédia et m'ordonna en la quittant de revenir souvent le soir.

Ce fut dans cette salle à manger après un grand dîner que la garde prussienne conduisit le surlendemain un trompette de monsieur d'Asfeld et mes trois chevaux qu'on me renvoyait de l'armée française. Le prince Eugène qui était présent et de bonne humeur dit: „Il faut vendre ces chevaux-là qui ne parlent pas l'allemand et Brender aura soin que Vous n'alliez pas à pied.“ Aussitôt le prince de Lichtenstein mit un prix à mes chevaux, qui furent vendus sur la place trois fois plus qu'ils ne valaient. Le prince d'Orange, qui était de ce repas, me dit un peu bas: „Monsieur, il n'y a rien de tel que de vendre ses chevaux à des gens qui ont bien dîné.“

Après cette vente, je me trouvais plus riche que je n'avais cru l'être dans ma vie. Le Prince Royal m'envoyait presque tous les jours un palefrenier avec un cheval de main, pour me rendre chez lui et pour le suivre quelquefois dans ses courses. Enfin, il me fit proposer par monsieur de Brender et même par le prince Eugène de l'accompagner à Berlin.

J'arrivai à Berlin de Ruppin l'année 1734 deux jours après le mariage de Frédéric-Guillaume, margrave de Schwedt, avec la Princesse, soeur du Prince

Royal, qui à cette occasion donna le 14 novembre une fête à toute la famille Royale.

So gelangte Chasot in die Nähe Friedrichs, um bald mit diesem durch die vertrauteste Freundschaft für viele Jahre verbunden zu werden.

III.

Im Frühjahre 1735 rüstete man sich an beiden Ufern des Rheins zu einem neuen Feldzuge. Die Franzosen standen dieses Mal unter dem Oberbefehle des Marschalls von Coigny, der sein Hauptquartier in Speier hatte. Bei den Reichstruppen traf der Prinz Eugen im Juni ein und schlug sein Lager anfänglich wiederum bei Bruchsal, dann bei Heidelberg auf. Während der ersten Monate kam es indeß, wie im vergangenen Jahre, zu keinem ernsten Zusammenstoße. Im August endlich schien es, als würde von dem kaiserlichen Oberbefehlshaber ein Angriff vorbereitet.

Der Prinz Friedrich war inzwischen von Ruppin aus den Vorgängen am Rheine mit aufmerksamem Blicke gefolgt. Sobald die Dinge daselbst eine ernsthaftere Gestalt annehmen würden, hoffte er, von seinem Vater wiederum die Erlaubniß zu erhalten, sich persönlich zur Reichsarmee begeben zu dürfen. Der Prinz Leopold von Dessau war bereits dorthin abgereist. Am 5. September schreibt Friedrich dem Könige: „Eben bekomme zwei Briefe von der

Armee, einen vom Prinzen Leopold, den anderen vom Prinzen Lichtenstein, und alle beide schreiben, die Armee zöge sich zusammen und würde der Prinz Eugene in einigen Tagen über den Rhein gehen. Mein Allergnädigster Vater sei so gnädig und considerire die Schande, so ich haben würde, wenn nun dar was vorgeht und ich wäre nicht darbei! Die ganze Welt weiß, daß ich vom Soldaten Profession mache und, dar hier Gelegenheit wäre, was Rechtes zu lernen, so bliebe ich zu Hause."

Schon am 29. Juni hatte Friedrich seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, mitgetheilt: „Ma revue s'est terminée hier heureusement; le Roi a été fort content; j'ai été fait général de bataille et l'on m'a permis de faire la campagne dès que l'armée s'assemblerait," und fünf Tage später schreibt er ihr: „Le Roi m'a accordé à la fin des fins la permission de faire la campagne. Je compte de partir entre ci et quinze jours."

Mittlerweile aber hatte der König sich eines Anderen besonnen. Trotz aller Gerüchte glaubte er nicht an die Möglichkeit, daß „was Rechtes am Rheine vorfallen würde" und es erschien ihm „eben nicht glorieux für den Kronprinzen von Preußen, wiederum ein Zeuge der gezwungenen kaiserlichen Inaction zu sein." Am 6. September schrieb er daher seinem Sohne: „Weil Ich Euch herzlich lieb habe und Euch gerne allen möglichen Gefallen erweise, so thut es Mir um so viel mehr leid, daß Ich Euch diesesmal Eure Bitte, anitzo nach der Campagne zu gehen, nicht accordiren kann; denn die itzigen Umstände, worin Ich

Mich befinde und die Situation der publiquen affairen, die gewiß in einer ganz besonderen Crisi stehen, wollen es nach denen Regeln der Klugheit nicht permittiren, welches Ihr selbst mit der Zeit erkennen werdet."

So mußte Friedrich einem Wunsche entsagen, der ihn Monate lang aufs Lebhafteste beschäftigt hatte. In der ersten Aufregung schreibt er der Schwester nach Baireuth: „j'aurais répondu plus tôt, si je n'avais été très-affligé de ce que le Roi ne veut pas me permettre d'aller en campagne. Je le lui ai demandé quatre fois et lui ai rappelé la promesse qu'il m'en avait faite; mais point de nouvelle; il m'a dit qu'il avait des raisons très-cachées qui l'en empêchaient. Je le crois, car je suis persuadé qu'il ne les sait pas lui-même."

An den König aber richtete er folgende Worte: „Ich habe meines Allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben vom 6. in aller Unterthänigkeit empfangen und daraus ersehen, daß mein Allergnädigster Vater mir die Permission zur Campagne nicht accordiren kann. Ich bin versichert, daß mein Allergnädigster Vater seine Ursachen darzu hat und bescheidige mich deswegen in aller Unterthänigkeit, indem ich weiß, daß ich zum Gehorsam geboren bin und möchte ich eher sterben, als darinnen im Geringsten fehlen, ohngeachtet, daß ich gestehen muß, daß es mir sehr nahe gehen würde, wor was am Rheine vorginge, wor Ehre und Reputation zu gewinnen wäre. Ich sacrificire meinem Allergnädigsten Vater Alles und kann Er aus diesem gewiß schließen, daß Er mir nichts befehlen könne, wor ich Ihm

nicht gehorsamen würde; also hat mein Allergnädigster Vater nur zu befehlen, wie Er es mit mir gehalten haben und wie Er mich in Seinem Dienst brauchen wolle, dar ich denn Nichts mehr wünsche, als die nöthige Capacität zu erlangen, Ihm in allen Stücken mit Nutzen dienen zu können."

Als Ersatz für die Rheincampagne schlug der König dem Prinzen vor, „eine Lustreise von fünf bis sechs Wochen nach Preußen" zu unternehmen, wozu sich dieser auch bereit erklärte, obgleich ihm der Plan nur wenig behagte. „C'est un peu plus honnête qu'en Sibérie, mais pas de beaucoup," schreibt er der Markgräfin, „voilà où j'en suis et ce qui me met fort de mauvaise humeur. Je suis comme Saturne; je ne déride plus mon front et je suis mort pour la joie."

Um sich etwas aufzuheitern, wählte Friedrich zu seiner Reisebegleitung den Chevalier Chasot, der durch seinen Geist, seine Lebhaftigkeit und gute Laune ihm während der verwichenen Wintermonate in der Ruppiner Garnison schon so manche angenehme Stunde bereitet hatte, und mit einer gewissen Genugthuung erzählt dieser in seinen Memoiren, daß er die ganze Fahrt in dem Reisewagen seines hohen Gönners und Freundes gemacht habe.

Der eigentliche Zweck der Reise bestand darin, die in Preußen befindlichen Regimenter so wie die dortigen Verwaltungsbehörden zu inspiciren, „die Oeconomie und Landesart kennen zu lernen, auch dabei zu sehen, woran es fehlt, daß es bisher dort nicht recht gehen wolle, weil," wie es

in dem Schreiben des Königs an den Prinzen lautet, „Ihr doch dereinst dies Land beherrschen müsset und überaus übel daran sein werdet, wenn Ihr blos den specieusen Berichten derer meistentheils eigennützigen Bedienten glauben müsset. Ich habe," so schließt der König, „solches mehr als zu viel erfahren und da es eines von Meinen schönsten Ländern ist, so muß Ich doch gestehen, daß es noch in schlechter und miserabeler Ordnung ist."

Dem Prinzen wurden nun die genausten Verhaltungsbefehle mitgegeben und dieser unterließ nicht, seinem Vater wiederum die sorgfältigsten Berichte zu erstatten, welche den königlichen Herrn höchlichst erfreuten, so daß er auf sämmtliche Vorschläge Friedrichs einging und ihm die Versicherung gab, daß „seine Application und Einsicht ihm ein besonderes Vergnügen bereitet habe und daß er davon vollkommen zufrieden sei."

Ueberhaupt gestaltete sich von dieser Zeit an zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Sohne ein scheinbar besseres Verhältniß, als es bis dahin zwischen ihnen bestanden hatte. Wir hören selten mehr von jenen häuslichen Stürmen, durch welche dem Kronprinzen fast der größte Theil seiner Jugendjahre in so trauriger Weise verbittert war. Bei dem Könige zeigte sich mehr und mehr der Ausdruck väterlicher Liebe, so wie der Anerkennung der Fähigkeiten seines Sohnes, und gegen vertraute Personen ließ der alternde Herr wohl ab nnd zu durchblicken, „daß man nicht wisse, was Alles in dem Friedrich liege."

Neben dieser Umwandlung in der Sinnesweise des

Königs trat aber eben damals in den äußeren Verhältnissen des Prinzen eine Aenderung ein, welche bestimmt war, über die nächsten Jahre seines Lebens eine Anmuth und eine Ruhe zu verbreiten, wie er sie bis dahin nicht gekannt und wie er sie auch später wohl nie wiedergefunden hat.

Etwa drei Meilen von Neu-Ruppin entfernt, liegt an dem von Hügeln und Waldungen malerisch umgebenen Grienericksee das Städtchen Rheinsberg, das unter dem Namen Rynesbergh schon im vierzehnten Jahrhunderte vorkommt. Wie so manche Städte der Mark gewährte auch Rheinsberg den durch die Aufhebung des Edicts von Nantes flüchtig gewordenen Franzosen eine gastliche Aufnahme, in Folge dessen sich viele derselben dort niederließen und wesentlich das Emporblühen des Ortes beförderten.

Hart an dem Ufer des schönen Landsees lag damals ein altes, verfallenes Ritterschloß, welches ehedem die Bredows, nach ihnen die Lochows besessen hatten und welches später in die Hände der Familie von Béville gekommen war. Dasselbe lehnte sich nach der Wasserseite zu an einen festen, hohen Thurm, in welchem sich ein Burgverließ befand, und der in der ganzen Umgegend den Namen „Klingenberg“ führte.

Seitdem der Prinz Friedrich sein Standquartier in Ruppin genommen hatte, war er oftmals nach dem freundlichen Rheinsberg hinübergeritten, dessen Lage und Umgebung ihn immer von Neuem fesselten. An den Ufern des Sees fand er Ruhe und Erholung von dem einförmigen Treiben und den Anstrengungen des Garnisonlebens

und bald entstand in ihm der Wunsch, dorthin seinen Wohnsitz zu verlegen. Der Vater ging bereitwillig auf diesen Plan ein. Schon wenige Monate nach Friedrichs Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern wurde für ihn auf Befehl des Königs das Rheinsberger Schloß angekauft nnd bereits im Jahre 1734 konnte der Umbau desselben beginnen. Anfänglich leitete der Baurath Kemmeter diese Bauten; später trat an dessen Stelle der Freund des Prinzen, der ehemalige Hauptmann Baron von Knobelsdorff, welcher die militairische Laufbahn verlassen hatte, um sich ganz der Architectur und Malerei zu widmen.

Zunächst wurde nun das Hauptgebäude hergestellt nnd zwar so, daß es mit seiner Vorderseite der Stadt, mit der Rückseite dem See zugekehrt war. Nach dieser Seite hin gingen von demselben zwei Flügel ab, von denen sich der eine an den alten Klingenberg lehnte. Um das Ebenmaß herzustellen, errichtete man an dem Ende des anderen, gegenüberliegenden Flügels gleichfalls einen Thurm und verband dann beide Thürme durch eine doppelte Säulenreihe, wodurch das Ganze die Gestalt eines Vierecks erhielt. Auf die Ausstattung der inneren Säle nnd Gemächer des Schlosses wurde viele Pracht verwandt. Während an den Decken derselben der Maler Dubuisson seine duftigen Blumenstücke, oder die Meisterhand eines Antoine Pesne die lieblichsten mythologisch-allegorischen Gemälde hinzauberte, wechselten an den Wänden seidene und gewirkte Tapeten mit reichvergoldeten Stuccaturarbeiten und Holzschnitzwerken, zwischen denen die krystallenen Armleuchter und

hohen Spiegel in broncenen Rahmen glänzend hervortraten. Da der Prinz vornehmlich die matten Farben liebte, so wählte man für die Vorhänge und Meubles der verschiedenen Räume nur hellgraue, violette, seladongrüne oder fleischfarbene Stoffe mit silberner Einfassung. Die Parkanlagen leitete der Gärtner Sello, der seine Kunst bereits bei der Gründung des Weinberges und der Melonenbeete in der Amalthea, dem Lieblingsgarten Friedrichs bei Neu-Ruppin, erprobt haben mochte. Die zahlreichen Vasen und Statuen, mit denen der Schloßhof, die Schloßbrücke und der Park in Rheinsberg geschmückt wurden, lieferte die Werkstatt des Bildhauers Glume.

Im Sommer 1736 war endlich der Bau des neuen Schlosses so weit vollendet, daß dasselbe bewohnt werden konnte, und schon im August hielten dort der Prinz und die Prinzessin ihren Einzug mit den Hofstaaten, den sämmtlichen Cavalieren und mit der Hofcapelle, die Friedrich bereits in Neu-Ruppin um sich versammelt hatte und zu deren hervorragendsten Mitgliedern schon damals der Capellmeister Graun nebst seinem Bruder, dem Concertdirector Graun, so wie die Gebrüder Franz und Georg Benda gehörten. Zur Einweihung des Schlosses trafen daselbst am 4. September der König mit der Königin ein, um drei Tage dort zu bleiben, während welcher Zeit Jagden, Vogelschießen, Fischzüge und Lustbarkeiten aller Art in rascher Folge mit einander wechselten. Dann kehrten die Majestäten nach Potsdam zurück, und ungestört begannen nun der Prinz und die Prinzessin sich auf ihrem „Remusberge" einzurichten.

Jetzt steht das Rheinsberger Schloß verödet und verlassen da, und tiefe Stille ist in alle seine Räume eingezogen. Aber ein wunderbarer Zauber ruht immer noch auf dieser Stätte, die mit dem Leben Friedrichs einst so eng verwebt gewesen, und ehrfurchtsvoll betritt der Fremde jene Säle und Gemächer, die, wie verklärt vom Hauche einer großen Ueberlieferung, in buntem Wechsel dem Beschauer die Bilder längst verschwundener Zeiten lebendig vor die Seele führen. Wohlerhalten steht noch heute der alte Klingenberg da mit seinem runden Thurmzimmer, welches sich der Prinz zur Bibliothek und zum Studieren eingerichtet hatte. Dort, von wo man einen der schönsten Blicke auf den See genießt, schrieb er alle jene Briefe an die Schwester in Baireuth, an Jordan, Camas, Suhm, Duhan und an die anderen fernen Freunde, denen er nicht genugsam das Glück seines Rheinsberger Stilllebens zu preisen wußte. Ein in Lebensgröße ausgeführtes Portrait Voltaires hing vor seinem Schreibtische; dort war es, wo er, neben den leichten, tändelnden Poesien, seine „Betrachtungen über den Zustand des Staatenkörpers von Europa" niederschrieb; dort endlich verfaßte er die „Widerlegung des Fürsten von Macchiavell," die später im Jahre 1740 nach ihrer Veröffentlichung sofort in unzähligen Ausgaben und Uebersetzungen über ganz Europa verbreitet wurde.

Die Räume, welche diesem Thurmzimmer im ersten Stocke zunächst liegen, bildeten die Wohnung des Prinzen. An diese reihten sich die Gemächer seiner Gemahlin, der Prinzessin, und der Damen, welche zu deren Hofstaat ge-

hörten. Es waren dies die würdige Oberhofmeisterin, Gräfin Katsch, und die erste Hofdame, Fräulein von Schack, bekannt wegen ihres zierlich geformten Fußes, den sie mit unvergleichlicher Anmuth so zu stellen verstand, daß er trotz des weiten Umfanges der Reifröcke den Blicken ihrer Verehrer nicht verborgen blieb. „Il a été exposé plus d'une fois à mes téméraires regards," schreibt der Baron Bielfeld, einer der Vertrauten des Rheinsberger Hofes, „et je l'ai trouvé digne de voir le grand jour." Die zweite Hofdame war Fräulein von Walmoden, eine hübsche Blondine, von welcher eben derselbe Beobachter meint, „qu'elle fera un jour une excellente femme et très-bonne mère, étant douée de beaucoup de qualités fort estimables."

Der Hofmarschall der Frau Prinzessin, Herr von Wülknitz, so wie ihr Kammerherr von Rohwedel und der Hofcavalier von Bredow wohnten im unteren Stockwerke des Schlosses, denn das spätere sogenannte Cavalierhaus wurde erst im Jahre 1740 vollendet. Dort im Schlosse selbst waren auch die Zimmer der Freunde des Prinzen und der Cavaliere, welche dessen Hofstaat bildeten.

An der Spitze derselben stand der Hofmarschall von Wolden, von dem Prinzen scherzweise gewöhnlich Don Silva oder Monsieur le Grand genannt. Er war ein Funfziger, bewegte sich in seiner oft schwierigen Stellung mit vieler Würde und Sicherheit und beobachtete dabei gegen Jedermann die größtmöglichste Höflichkeit. Er starb im Mai 1740 in Folge eines Schlagflusses, der ihn im Vorzimmer der Kronprinzessin getroffen hatte, tief betrauert von seinem

Herrn und dem ganzen Hofe. Seine junge Gemahlin, eine geborene von Borcke, war ebenso schön wie geistvoll; „sa présence contribue beaucoup aux agrémens de la société de Rheinsberg.“

Um einige Jahre älter als Wolden war der Major Senning vom Ingenieur-Corps; in ihm verehrte der Prinz seinen Lehrer der Mathematik und der Kriegswissenschaften. Er hatte im letzten flandrischen Kriege ein Bein verloren, besaß aber eine große Lebhaftigkeit und Unterhaltungsgabe. In dieser Hinsicht bildete er einen entschiedenen Gegensatz zu dem bereits erwähnten Baron von Knobelsdorff, der seinem ganzen Wesen nach ernst und zurückhaltend war. Vor Kurzem hatte der Prinz den Letzteren zum Intendanten des Schlosses ernannt, dessen Bauten und Verschönerungen ihn fortwährend aufs Lebhafteste beschäftigten. Daneben malte und portraitirte er meisterhaft; zwei seiner Wandgemälde, welche Feste von Bauern und Schäfern darstellen, sind noch heute im Schlosse zu Rheinsberg erhalten.

Eine durchweg eigenthümliche Natur war der Freiherr von Keyserling, bekannt unter dem Namen Caesarion, den ihm der Prinz gegeben hatte. Er stammte aus Kurland, hatte in Königsberg und Jena studirt, war dann längere Zeit in Paris gewesen und hatte später vom Könige Friedrich Wilhelm die Erlaubniß erhalten, als Lieutenant bei dem Cürassierregimente des Markgrafen Albrecht zu Rathenow einzutreten. Er machte den Eindruck eines vollkommenen Weltmanns, bewegte sich mit Leichtigkeit in mehreren Sprachen und zeigte dieselbe Meisterschaft beim Aufführen

einer Quadrille, wie bei der Leitung der beliebten Parforce-Jagden in den Rheinsberger und Köpernitzer Waldungen, bei denen er nur dann fehlte, wenn ihn ein Anfall von Podagra an das Zimmer fesselte. Höchst bezeichnend ist die Art, wie Bielfeld sein erstes Zusammentreffen mit Keyserling beschreibt. In dem sogenannten Billardzimmer, im unteren Stockwerk des Schlosses, waren fast alle Cavaliere versammelt und Bielfeld hatte bereits die Bekanntschaft der sämmtlichen Herren gemacht. Nur Caesarion fehlte noch. Endlich erscheint auch dieser. „Il entra tout à coup, en tourbillonnant avec fracas, comme Borée dans le ballet de la rose. Il revenait de la chasse et je fus assez surpris de le voir en robe de chambre et un fusil sur l'épaule. Il m'aborda d'un air fort aisé, ses premières paroles pensèrent me persuader que j'avais l'honneur d'être son ami intime depuis longtemps. Il me prit sous le bras et m'enleva dans sa chambre. Pendant qu'il s'habillait, il me récita des morceaux de la Henriade, des tirades de vers allemands, me parla chevaux et chasse, fit quelques entrechats et quelques pas de rigaudon à la Balon et m'entretint de politique, de mathématique, de peinture, d'architecture, de litérature et du militaire. Je restais immobile, j'écoutais avec un silence tranquille, j'admirais tout, jusqu'aux transitions heureuses qu'il faisait pour passer si rapidement d'une matière à l'autre."

Zu den Bewohnern des Schlosses gehörten ferner einzelne Officiere vom kronprinzlichen Regimente, der Haupt-

mann von Wylich, die Lieutenants von Kleist, von Buddenbrock, von Rathenow und der Fähnrich von Schenckendorff, welche sich sämmtlich durch militairische Talente, wie durch eine feine, wissenschaftliche Bildung auszeichneten.

Außerdem fehlte es nicht an Gästen, die auf längere oder kürzere Zeit den Rheinsberger Hof durch ihre Gegenwart belebten. Bald finden wir daselbst die geistvolle Frau von Brandt mit ihrem Gemahl, dem Kammerherrn der Königin, welcher sich besonders bei den dortigen theatralischen Vorstellungen sehr nützlich erwies; bald den Herrn und Frau von Kannenberg, „l'ornement de notre compagnie, et qui sont nés pour la société"; bald die lebhafte Baronin Morrien, die in den Briefen des Prinzen stets unter dem Namen „le Tourbillon" vorkommt; bald den biederen Major von Stille, den bewährten Freund Fouqué, den Grafen Manteuffel, Camas und Argens, „le divin Marquis". Mitunter erscheint dort auch der französische Gesandte, Marquis de la Chétardie; als dieser sich im Februar 1738 zum Besuche anmeldete, schreibt Friedrich sogleich seinem Freunde Camas nach Frankfurt: le Marquis viendra ici la semaine prochaine; c'est du bonbon pour nous. Jahrs darauf hören wir, daß der Lord Baltimore zusammen mit dem jungen Algarotti in Rheinsberg gewesen. Nicht ganz behaglich mochte der Prinz sich fühlen, wenn sein alter Gegner, der einflußreiche Minister von Grumbkow, oder der Baron Pöllnitz ihm bisweilen ihre Aufwartung machten; Grumbkow wußte freilich gegen das Ende seines Lebens durch manche Dienste und Gefälligkeiten den Prinzen

äußerlich mit sich auszusöhnen und dieser rühmte an ihm „sa bonne humeur à table“; von Pöllnitz aber sagte Friedrich geradezu: „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß; divertissant beim Essen, hernach einsperren“. Eine angenehme Ueberraschung war es dagegen stets, wenn der Kapellmeister Quantz aus Dresden in Rheinsberg eintraf, um die musikalischen Abende durch sein Flötenspiel zu verherrlichen und zugleich seinen hohen Schüler auf diesem Instrumente zu unterrichten.

Am glücklichsten aber mochte Friedrich sich fühlen, wenn Jordan, sein geliebter Hephaestion, in Rheinsberg eintraf. Durch diesen erhielt er das Neueste, was in der Litteratur erschienen war; ihm, den erst vor Kurzem ein glückliches Geschick in seine Nähe geführt hatte, konnte er unverhohlen alle Bedenken aussprechen, die bei seinen religiösen und philosophischen Beschäftigungen in ihm wach geworden waren, und immer von neuer Bewunderung mochte Friedrich sich dann ergriffen fühlen, wenn Jordan ihm den Reichthum seines Wissens und seines Geistes öffnete. Le salpètre n'est pas plus vif que lui, schreibt Bielfeld von diesem Freunde des Prinzen, et on peut dire que le génie et le savoir pétillent toujours sur ses lèvres. Mais ce qui le rend encore plus estimable c'est l'excellence de son coeur, la sûreté et les charmes de son commerce, la douceur et les décences de ses moeurs.

In diesem Kreise, den Friedrich aus den buntesten Elementen um sich geschaffen hatte, treffen wir auch Chasot an. Gleich bei der ersten Uebersiedelung des prinzlichen

Hoflagers von Neu-Ruppin nach Rheinsberg war er demselben gefolgt und hatte seine ständige Wohnung im Schlosse bei den übrigen Cavalieren angewiesen erhalten. Dort verlebte er nun in völliger Ungebundenheit und Freiheit schöne, unvergeßliche Tage, die, verherrlicht durch die Zuneigung des Prinzen, ihm in reichem Maße die Heimath ersetzen mochten. An Allem, was im Schlosse vorging, nahm Chasot Theil, und bei der ihm eigenen Schmiegsamkeit und jugendlichen Lebensfülle wußte er den ernsten wie den heiteren Neigungen und Beschäftigungen des Prinzen und seiner Freunde sich mit vielem Geschicke anzuschließen. Da war kein Spiel, kein Tanz, kein Maskenball, keine Jagdpartie, bei der sich Chasot nicht stets eingefunden hätte. Der lustige Chevalier war zu jedem Unternehmen, zu jedem Abenteuer aufgelegt, und zu wiederholten Malen gedenkt der Prinz in seinen launigen Gedichten an Jordan der schwärmenden Lebensweise Chasots, dieses „fin Normand, qui se plait dans la chasse et le bruit et qui sert par semestre

Ou Diane, ou tantôt Vénus,
Et que retiennent en séquestre,
De leurs remèdes tout perclus,
Les disciples de Saint Comus.“

Wenn Friedrich sich für verpflichtet hielt, gerade dem ernsten Jordan dieses Treiben Chasots zu beschreiben, so hatte das wahrscheinlich seinen Grund darin, daß beide, Jordan und Chasot, trotz aller Freundschaft auf einem neckischen Fuße miteinander standen und fast nie zusammen-

kommen konnten, ohne zum großen Ergötzen der übrigen Anwesenden in irgend einen Streit zu gerathen, zu dem dann gewöhnlich der übermüthige Chevalier durch seine kühnen Behauptungen den ersten Grund gelegt haben mochte. Als etwas ganz Selbstverständliches schreibt daher Friedrich im November 1736 dem Baron Fouqué nach dessen Abreise von Rheinsberg: Depuis votre départ, Chasot se dispute encore tous les soirs avec Jordan; und, um dem abwesenden Freunde nur ein Beispiel von der Keckheit der philosophischen Ansichten seines jungen Lieblings anzuführen, fügt er hinzu: un de ces soirs, il lui soutint de pied ferme qu'il était formé de la composition de douze oeufs.

Ein leichtes Spiel mochte freilich weder „doctissimus sapientissimus Jordanus", noch irgend ein Anderer haben, der es wagte, sich in einen Streit mit Chasot einzulassen; denn alle Waffen des Witzes und der Satyre standen diesem vollständig zu Gebote und außerdem gehörte er, wie der Prinz selbst von ihm bemerkte, zu den gefürchteten „gens né-moqueurs et très-peu charitables", die weder Freund noch Feind verschonten. Aber für Friedrich lag gerade in dieser Kampffertigkeit und steten Kriegsbereitschaft des unbeugsamen Normannen ein eigner Reiz, ihn in immer neue Händel mit Jordan zu verwickeln. Kaum schien daher zwischen Beiden ein friedliches Verhältniß einzutreten, so wußte der Prinz dem Gegner Chasots selbst die Waffen zu einem neuen Angriff in geschickter Weise in die Hand zu spielen und bald entbrannte dann der Kampf noch hef-

tiger als zuvor. An Gelegenheit zu solchen Scherzen fehlte es nicht. Chasot hatte viel Talent zur Musik und Friedrich selbst suchte dies bei ihm auszubilden, indem er ihm Unterricht auf der Flöte ertheilte. Im Ganzen war nun der Meister mit dem Schüler wohl zufrieden; indeß wurden die Uebungen, welche dieser in seiner Wohnung anstellte, bisweilen sehr störend für die Nachbarn, besonders für den Hauptmann von Wylich, dessen Zimmer den seinigen zunächst liegen mochten. Das wird Jordan hinterbracht. Der Prinz selbst schreibt ihm nach Berlin:

Pour Chasot, qui, dans son réduit,
En damné travaille sa flûte,
Qui fait enrager jour et nuit
Tous ses voisins, qu'il persécute;
D'un instrument tendre et charmant
Il tire des sons de trompette.
Wylich en a mal à la tête,
Et ses voisins par conséquent.
Le fameux chantre de la Thrace
L'aurait puni de son audace.

Nun soll Jordan schleunigst nach Rheinsberg kommen und den ungestümen Flötenbläser zur Ruhe bringen:

Vous lui direz éloquemment
D'un ton doux et d'un air bonasse:
„De l'histoire de Marsyas,
„Chasot, ne vous souvient-il pas?“

Wie die Sache abgelaufen, ist unbekannt, aber einen friedlichen Ausgang hat sie sicherlich nicht genommen.

Einmal stand Chasot fast auf dem Punkte, zu verzweifeln. Es war im Januar 1737. Friedrich hatte vor Kurzem

die letzten Bogen einer französischen Uebersetzung der Wolff-
schen Metaphysik erhalten, welche sein Freund Suhm, der
sächsische Gesandte in Sanct Petersburg, für ihn angefertigt
hatte, um ihm das Studium jenes deutsch verfaßten Werkes
zu erleichtern. Die ganze Uebersetzung, wie sie von Suhm
eingesandt worden, hatte Chasot für den Prinzen ins Reine
schreiben müssen, eine Arbeit, die ihm viel Mühe und wenig
Freude bereitet haben mochte. Friedrich saß nun stunden-
lang in seinem Thurmcabinette, vertieft im Lesen des Wolf-
schen Werkes, von dem er nicht eher aufstand, als bis der
Page meldete, daß das Abendessen bereitet sei. Beim
Studiren pflegte er seinen Lieblingsaffen Mimi um sich
zu haben. Eines Abends zur gewohnten Stunde entfernt
sich der Prinz aus dem Cabinette, um zum Souper zu
gehen. Der Affe bleibt zurück; auf dem Arbeitstische läßt
Friedrich das Licht brennen; daneben liegt die Uebersetzung.
Nach einiger Zeit kommt er zurück, um seine Studien fort-
zusetzen. Aber wie erschrickt er, als er beim Eintreten sieht,
daß die einzelnen Bogen der Uebersetzung lichterloh brennen
und zum Theil bereits eine Beute der Flammen geworden
sind. Mimi hatte die Abwesenheit des Prinzen benutzt,
war auf den Tisch gesprungen und hatte die Schrift am
Lichte angezündet. So beschreibt Friedrich selbst diesen Vor-
fall, bei dem er nur darüber im Unklaren geblieben, ob
der wißbegierige Mimi sich etwa an philosophische Studien
habe machen wollen, oder ob vielleicht Lange, der erbitterte
Gegner des Wolffschen Werkes, den Affen durch Bestechung
zum Verbrennen desselben verleitet, oder ob endlich das

schlaue Thier gar die Absicht gehabt, sich an Wolf zu rächen, weil dieser das Geschlecht der Affen aufs Unwürdigste hinter den Menschen zurückgesetzt habe. Genug, die Uebersetzung war vernichtet und der gesammte Hof lachte herzlich über Mimis Streiche. Nur Einer fühlte sich gar nicht zum Lachen aufgelegt. Das war Chasot. In seiner Seele wurden schreckliche Ahnungen wach, die nur zu bald in Erfüllung gehen sollten. Aus Friedrichs Schreiben an Suhm, worin der ganze Vorgang treu geschildert ist, ersehen wir, welch' tragisch Loos Chasot zu Theil geworden: Chasot enrage sérieusement de cette aventure; il est obligé de recopier l'original. Die ganze Uebersetzung mußte noch einmal von ihm abgeschrieben werden.

Hätte Rheinsberg einen Chronisten gehabt, der, wie Marquis Dangeau in Versailles, von jedem Tage die Eindrücke und Ereignisse mit allen seinen Anekdoten und kleinen Hofgeschichten aufgezeichnet, so würde uns sicher noch eine Menge ähnlicher Späße und Scherze überliefert sein, wie wir sie hier aus Chasots und aus Jordans Leben angedeutet haben. Denn bei der Verschiedenartigkeit der Personen, die auf dem Remusberg versammelt waren, konnte es nicht fehlen, daß fast täglich die eigenthümlichsten Züge von Diesem und Jenem zum Vorschein kamen. Verging doch beinahe keine Woche, wo nicht ein größeres oder kleineres Fest den Witz, die Laune und den Humor aller einzelnen Mitglieder des Hofes zur eifrigsten Thätigkeit angespornt hätte. Nous nous divertissons de rien, schreibt Friedrich der Markgräfin von Baireuth im Februar 1737,

et n'avons aucun soin des choses de la vie, qui la rendent désagréable et qui jettent du dégoût sur les plaisirs. Nous faisons la tragédie et la comédie, nous avons bal, mascarade et musique à toute sauce. Voilà un abrégé de nos amusements.

Bald hören wir nun durch Bielfeld von einem glänzenden Balle, wo er Gelegenheit gefunden, die ganze Anmuth und die edle Haltung der Frau Prinzessin und des Prinzen zu bewundern; Friedrich hatte an jenem Abend statt der Uniform seines Regiments, die er gewöhnlich trug, ein seladonfarbenes seidenes Habit angelegt, auf dem die „Brandebourgs," die in breiten Streifen ausgehenden Einfassungen der Knopflöcher, in Silber gewirkt waren. In ähnlicher Weise, aber weniger kostbar, waren die sämmtlichen Cavaliere gekleidet. Le Prince danse noblement et avec grâce, schreibt Bielfeld, cependant, je n'eus des yeux que pour la danse de la Princesse. Jamais Princesse n'a mieux dansé à mon gré qu'elle. Son port, son air est à la fois majestueux, régulier et sans la moindre contrainte; elle forme les pas et donne la main selon les règles de l'art, mais sans gène. On voit du premier coup-d'oeil qu'elle est plus qu'une dame ordinaire. Ses mains et ses pieds pourraient servir de modèles à un peintre. Ses cheveux, auxquels j'ai fait une attention particulière, sont du plus beau gris cendré du monde, tirants un peu sur le blond et luisants comme des perles, lorsqu'ils sont poudrés. Elle a le teint fort beau, de grands yeux bleus, dans les-

quels on voit se confondre sa vivacité avec la douceur et dont le regard est tout-à-fait spirituel. Elle a le front ouvert et les sourcils bien plantés, le nez petit et pointu, mais fort bien dessiné, la bouche agréable et le menton aussi bien que le col charmans. La bonté est peinte dans sa physionomie et l'on dirait que toute sa figure a été pétrie par les mains des grâces pour former une grande princesse.

Dann sind es wiederum die Proben zu theatralischen Vorstellungen und die Aufführungen selbst, die den Hof aufs Mannigfaltigste beschäftigen. Hierbei ist der Prinz besonders thätig. Im October 1737 wird unter seiner Mitwirkung der Mithridates von Racine einstudirt. Später schreibt Friedrich an Suhm nach Petersburg: Nous allons représenter l'Oedipe de Voltaire, dans lequel je ferai le héros de théâtre; j'ai choisi le rôle de Philoctète. Auch die Markgräfin, die sich lebhaft für das Theater interessirt, erhält hin und wieder Berichte über die Schauspiele auf dem Remusberge: Monsieur de Brandt vient d'arriver; il est de notre bande, de façon que, moyennant son secours, nous pourrons recommencer des tragédies nouvelles. Pour à-présent, nous nous divertissons avec „l'Enfant prodigue." Cette pièce nous a fort bien réussi; il ne nous manquait que vous, ma chère soeur, dans notre auditoire.

War nicht Ball oder Theater angesetzt, so fand des Abends für gewöhnlich ein Concert statt, bei dem aber nur diejenigen Personen erscheinen durften, die eine besondere

Einladung vom Prinzen erhalten hatten. Das Musikzimmer, welches im Schlosse für diese Concerte eingerichtet war, ist jetzt völlig verändert und umgebaut. Es bestand damals aus einem Saal, der mit weißem Holzschnitzwerk und versilberter Stuccaturarbeit ausgeschmückt war. Dort versammelte sich die Capelle des Prinzen. Außer den bereits erwähnten Gebrüdern Graun und Benda werden als Violinspieler Ehms, Chart, Blume und Grunke genannt; das Violoncell spielte Hock; Janisch die Laute; Petrini die Harfe; Reich die Bratsche und Baroni die Theorbe, ein lautenartiges, jetzt nicht mehr gebräuchliches Saiteninstrument, welches zum Accompagniren diente. Endlich gehörten noch zu der Capelle ein Clavierspieler, Namens Schaffrath, und zwei Waldhornisten, unter denen ein gewisser Horgitzky angeführt wird. In jenen Concerten spielte Friedrich entweder eigene Compositionen oder Musikstücke von Quantz, Graun oder Hasse. Bielfeld, der häufig das Glück hatte, dem geistreichen Spiele des Prinzen beizuwohnen, sagt von diesem: Il a l'embouchure admirable, beaucoup d'agilité dans les doigts et un grand fond de musique. J'ai été enchanté de son goût, surtout pour l'adagio. C'est une création continuelle de nouvelles idées.

Während zu diesen musikalischen Aufführungen nur wenige Auserwählte zugezogen wurden, fand sich bei der Mittagstafel regelmäßig der ganze Hof nebst allen gerade anwesenden Gästen ein, so daß dort stets gegen fünf und zwanzig Personen versammelt waren. Nous avons assez nombreuse compagnie ici, schreibt Friedrich im Winter

1737 seiner Schwester nach Baireuth. **Quand nous sommes rassemblés, notre table est ordinairement de vingt-deux à vingt-quatre couverts; Brandt, M. Kannenberg avec son épouse, Keyserlingk, le jeune Grumbkow, un certain capitain Kalnein, quelques officiers de mon régiment, Chasot et Jordan composent notre sociéte.**

Nach aufgehobener Tafel pflegten dann der Prinz und die Prinzessin sich in ihre Gemächer zurückzuziehen, um dort allein den Kaffee einzunehmen. Erst gegen sechs Uhr fanden sich bei der Frau Prinzeß wieder einige Personen ein, welche befohlen waren, mit der Hoheit eine Partie Quadrille oder das damals beliebte Trisset zu spielen.

Die übrige Gesellschaft blieb während der Zeit sich selbst überlassen und verfehlte nicht, sich diese Stunden der Ungebundenheit in angenehmster Weise zu vertreiben. Unter den Damen, welche das Schloß bewohnten, war nämlich das Abkommen getroffen, daß eine Jede der Reihe nach an dem bestimmten Nachmittage den Kaffee in ihren Zimmern mußte serviren lassen. Hiervon war weder die Oberhofmeisterin Gräfin Katsch, noch die fremden Damen ausgenommen, welche nur zum Besuch im Schlosse eingetroffen waren. Nach dem Diner begab sich daher die ganze Gesellschaft in die Wohnung derjenigen Dame, an welcher die Reihe war, die Honneurs zu machen. Dort wurde der Kaffee eingenommen, man unterhielt sich, man tändelte herum, der Eine oder der Andere setzte sich mit der Gräfin Katsch an den Spieltisch, von den Uebrigen ward ein

Spaziergang durch den Park nach dem Obelisken und nach den neuen Anlagen des Orangeriehauses verabredet, oder man entschloß sich zu einer Wasserfahrt und rasch wurden dann die beiden prinzlichen Gondeln in Bereitschaft gesetzt, welche die Gesellschaft nach dem schattigen Bobero-Haine oder nach der fernen Remus-Insel führen sollten, wo Einige noch immer hofften, das Grab des Remus aufzufinden, da dieser, wie ein alter Rostocker Professor Eilhardus Lubinus haarscharf bewiesen, keineswegs von seinem Bruder, dem seeligen Romulus, erschlagen, sondern nur vertrieben worden war, sich deshalb nach dem nördlichen Deutschland geflüchtet und hier am Grienericksee in seiner Remusburg sich häuslich niedergelassen hatte, wo er später eines sanften Todes entschlummert ist.

C'est ainsi, schreibt Bielfeld, que les jours s'écoulent ici dans une tranquillité, assaisonnée de tous les plaisirs qui peuvent flatter une âme raisonnable. Chère de Roi, vin des Dieux, musique des Anges, promenades délicieuses dans les jardins et dans les bois, parties sur l'eau, culture des lettres et des beaux-arts, conversation spirituelle, tout concourt à répandre dans ce palais enchanté des charmes sur la vie.

Aber alle diese anmuthigen Festlichkeiten und idyllischen Tändeleien, in denen sich der Rheinsberger Hof so sehr zu gefallen schien, bildeten dennoch nicht den eigentlichen Kern des dortigen Lebens. Mochten auch Einzelne sich ganz dem Genusse des Augenblicks hingeben, so waltete doch bei Anderen, und zwar gerade bei den vertrautesten Freunden des

Prinzen, ein tiefes, ernsthaftes Streben vor, das, ohne für Jedermann erkennbar zu sein, einem gemeinsamen, ganz bestimmten Ziele zugewandt war.

Da finden wir denn einen kleinen, engverbundenen Kreis von Genossen, denen es darauf ankommt, die Pflichten und Obliegenheiten ihres militairischen Berufes aufs Sorgsamste zu ergründen, sich in allen Fächern der dahin einschlagenden Wissenschaften mehr und mehr zu vervollkommnen, vornehmlich aber das sittliche Element eines tüchtigen Soldaten in sich zu fördern und zu kräftigen. Als Ideal eines Kriegshelden gilt ihnen der edle Bayard, jener „Ritter ohne Furcht und Tadel." Den erheben sie zu ihrem Schutzpatron, und bald treten nun die Freunde zu einem förmlichen Orden, einer geheimen Verbrüderung zusammen, deren Seele der Prinz ist. Das Sinnbild des Ordenskreuzes besteht in einem Schwerte, welches auf einem Lorbeerkranze ruht, mit der Umschrift „sans peur et sans reproche." Großmeister des Ordens ist Fouqué. Die Zahl der Ritter beläuft sich auf zwölf. Ein Jeder, selbst der hohe fürstliche Stifter wird von dem Großmeister durch Ritterschlag geweiht. Von den übrigen Mitgliedern des Vereins kennen wir Friedrichs Brüder, die Prinzen Wilhelm und Heinrich, ferner den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Herzog Wilhelm von Braunschweig-Bevern, Keyserling und endlich Chasot, der freilich noch keine bestimmte militairische Stellung bei dem Prinzen einnimmt, von dessen Tüchtigkeit aber schon Bielfeld gehört hat, Chasot a, si je ne me trompe, beaucoup de dispo-

sitions à devenir un jour un général habile, si jamais il est employé dans le militaire, comme je le suppose. Alle Ritter erhalten bei ihrem Eintritte in den Orden einen eigenen Namen; Friedrich heißt le Constant, Fouqué le Chaste, ein Anderer le Sobre, noch ein Anderer le Gaillard. Der Briefwechsel wird unter den Ordensbrüdern in altfranzösischer Rittersprache geführt. Ein Jeder derselben trägt als stetes Erkennungszeichen einen Ring mit der Inschrift: „Vivent les sans-quartier,“ es lebe, wer sich nicht ergiebt.

Ein tiefes Geheimniß ruhte auf dem ganzen Orden und nirgends finden sich genauere Nachrichten über denselben. Bielfeld scheint keine Ahnung von dem Bestehen einer solchen Verbindung gehabt zu haben, wenigstens gedenkt er ihrer mit keinem Worte. Ebenso wenig Aufschluß gewährt das im Jahre 1811 in Tübingen veröffentlichte Journal secret des österreichischen Geschäftsträgers, Baron von Seckendorff, welcher vom Juni 1734 bis zum October 1737 der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin vorstand und während dieser ganzen Zeit, ebenso wie vordem sein Oheim, der Feldmarschall Graf von Seckendorff, auf den verschiedensten Wegen in die Geheimnisse des königlichen und des kronprinzlichen Hofes einzudringen wußte. Das Bestehen des Bayard-Ordens blieb ihm dessenungeachtet vollständig verborgen. Was endlich Friedrich selbst anbetrifft, so beobachtete dieser das tiefste Stillschweigen über jenen Bund; nicht einmal in den vertrautesten Briefen, die uns aus seinem Rheinsberger Leben aufbewahrt sind, geschieht des Bayard-Ordens irgend eine Erwähnung.

Aber im Geheimen war der Orden desto thätiger. Da wurde die Kriegskunst und die Kriegsgeschichte studirt; wichtige taktische und strategische Fragen suchten die Ritter nach allen Seiten hin zu beleuchten; über die Feldzüge und Operationen älterer und neuerer Kriegshelden wurden die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt.

Man sieht, die Freunde arbeiteten gemeinsam für die Zukunft; sie bereiteten sich würdig vor, um festen und sicheren Schrittes den kommenden Zeiten entgegentreten zu können, deren ganzen Ernst sie ahnungsreich erfaßten.

Und immer näher kamen diese großen Zeiten heran.

Seit dem Anfange des Jahres 1740 bemerkte man bei dem Könige bedenkliche Anzeichen einer schweren Krankheit. Schon im Februar schrieb Friedrich, der sich damals in Berlin aufhielt, seiner Schwester nach Baireuth: Selon toutes les apparences vous ne reverrez jamais le Roi. Pour à présent, sa fièvre est si véhémente, qu'il ne peut guère parler et que nous avons tout lieu de craindre une inflammation de bas-ventre. Und etwa drei Wochen später heißt es dann in einem anderen Briefe: „Comme le Roi se trouve beaucoup plus mal que par le passé, j'ai cru de mon devoir de vous en avertir. Ne vous faites plus d'espérance de sa guérison, car il a l'inflammation dans les poumons et il est impossible qu'il en réchappe."

Um einige Stärkung zu gewinnen, begab sich der König gegen Ende des Monats April nach Potsdam, weil er die dortige Luft für heilsamer hielt. Indessen beschäftigten

ihn selbst die Todesgedanken bereits in einem so hohen Maße, daß er es für nothwendig erachtete, den Prinzen, der sich inzwischen nach Neu-Ruppin begeben hatte, mit den wichtigsten Regierungsangelegenheiten bekannt machen zu lassen. Boden, einer der Minister des Generaldirectoriums, so wie die beiden Cabinetsminister Podewils und Thulemeier wurden daher abgeschickt, um Friedrich von dem gegenwärtigen Stande der inneren und auswärtigen Geschäfte zu unterrichten.

Eine Welt von Sorgen drängte auf den jungen Prinzen ein, der erst vor wenigen Monden das acht und zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte. Aber seine Fassung und Ruhe blieben unerschütterlich. Noch von Berlin aus schreibt er dem treuen Suhm: „Vous pouvez bien juger que je suis assez tracassé dans la situation où je me trouve. On me laisse peu de repos, mais l'intérieur est tranquille et je puis vous assurer que je n'ai jamais été plus philosophe qu'en cette occasion-ci. Je regarde avec des yeux d'indifférence tout ce qui m'attend, sans désirer la fortune ni la craindre, plein de compassion pour ceux qui souffrent, d'estime pour les honnêtes gens et de tendresse pour mes amis."

Am 18. Mai ist Friedrich noch in Ruppin. Tags darauf finden wir ihn wieder bei den Seinen auf dem Remusberge.

Aber schon sind die schönen Rheinsberger Tage gezählt.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai langte ein Courier aus Potsdam mit der Nachricht an, daß sich der

Zustand des Königs sehr verschlimmert habe, so daß das Aeußerste zu befürchten stände.

Augenblicklich wurden die nöthigen Vorkehrungen zur Abreise nach Potsdam getroffen. Die Kronprinzessin blieb mit Knobelsdorff, dem Kammerherrn von Brandt und dem Grafen Wartensleben, welcher an die Stelle des vor Kurzem verstorbenen Hofmarschalls von Wolden getreten war, in Rheinsberg. Chasot wurde eiligst nach Ruppin vorausgeschickt. Ihm folgte bald darauf der Prinz in Begleitung Jordans, Buddenbrocks und des Hauptmanns von Wylich. Il alla, schreibt Bielfeld, d'un train si prodigieux qu'il abîma presque, entre Rheinsberg et Ruppin, un de ses beaux attelages gris-pommelés.

Noch am selben Tage traf Friedrich in Potsdam ein. Er fand den Vater, wenngleich besser als er gedacht hatte, in einem Zustande, welcher nach wenigen Tagen sein Ende erwarten ließ. Diese Tage waren noch reich an Rührungen für den Sohn. Die Zärtlichkeit, mit welcher der König ihn empfangen hatte, und das liebevolle Vertrauen, welches er während der kurzen Zeit ihres Beisammenseins ihm unausgesetzt bewies, gaben dem Prinzen die volle Gewißheit, daß von dem alten Grolle, den der Vater Jahre lang gegen ihn gehegt, auch nicht die leiseste Spur zurückgeblieben war.

Am Tage nach der Ankunft des Prinzen hatte der König eine längere Unterhaltung mit ihm, in welcher er sich auf die klarste Weise über die Stellung Preußens zu den verschiedenen europäischen Mächten aussprach. Pode-

wils, welcher allein dieser Unterhaltung beigewohnt, hat darüber einige Nachrichten hinterlassen. Als die beiden Punkte, welche ein König von Preußen immer im Auge haben müsse, bezeichnete Friedrich Wilhelm das Emporkommen seines Hauses und die Wohlfahrt seiner Unterthanen, beides zugleich und nichts als dieses, und daß er sich von jeder Allianz in fremden Interessen fern zu halten habe. Am Schlusse der Rede pries er Gott, der ihm einen so braven Sohn gegeben habe und rief endlich aus: „Ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Nachfolger hinterlasse."

Drei Tage darauf, am 31. Mai, verschied der König.

— —

IV.

Fast sechs Monate waren seit dem Tode Friedrich Wilhelms verflossen. Der junge König, dessen ganze Thätigkeit während der Zeit durch die umfassendsten Regierungsgeschäfte in Anspruch genommen gewesen, hatte sich einmal wieder nach Rheinsberg begeben, um dort in ländlicher Ruhe einige Erholung zu genießen. Zugleich hoffte er durch die Luftveränderung sich von einem Fieber zu befreien, an dem er bereits seit mehreren Wochen litt.

Außer dem Könige und seinen Begleitern war in Rheinsberg auch die Königin mit ihrem Hofstaate anwesend; von Tag zu Tag wurde dort ebenfalls die Markgräfin von Baireuth erwartet, und durch die wohlbekannten Räume des Schlosses wogte von Neuem ein Leben und Treiben, welches unwillkürlich an die früheren Zeiten erinnern mochte.

Vor Allem fühlte der König sich bald wieder heimisch auf seinem lieben Remusberge, und er beschloß daher, dort einen Theil des Winters zuzubringen. Ungestört hoffte er wieder an die alten Studien gehen zu können, die während der letzten Monate durch die mannigfachen mit dem Re-

gierungsantritte verbundenen Reisen und Arbeiten nur zu oft unterbrochen worden waren. Auch zu neuen theatralischen Vorstellungen bereitete man sich vor; binnen Kurzem sollte „la mort de César“ von Voltaire zur Aufführung kommen, und wie in früheren Jahren gedachte Friedrich selbst hierbei mitzuwirken. Zugleich beschäftigte ihn eben damals aufs Lebhafteste der Gedanke der Gründung einer französischen Bühne in Berlin, und Voltaire erhielt ungesäumt den Auftrag, den Schauspieler La Noue zur Bildung einer Truppe für die Comödie, so wie für die Tragödie aufzufordern. Schon am 1. Juni des nächsten Jahres sollte die Bühne eröffnet werden.

Da tritt ganz unerwartet ein Ereigniß ein, welches mit einem Schlage alle diese Pläne in den Hintergrund drängt.

Am 20. October war Kaiser Karl VI in Folge eines leichten Unwohlseins, welches ihn wenige Tage vorher auf der Jagd befallen hatte, in seinem Schlosse Favorite gestorben. Die Nachricht von seinem Tode traf in Rheinsberg ein am Morgen des 26. October. Eine Depesche, welche der preußische Gesandte in Wien, von Borcke, durch seinen Kammerdiener abgeschickt hatte, enthielt die genaueren Angaben über dieses wichtige Ereigniß.

Friedrich lag an jenem Tage in heftigem Fieber, so daß seine Umgebung Anstand nahm, ihm die Nachricht mitzutheilen. Erst nachdem die Krisis vorüber war, wagten der General-Adjutant Graf Finckenstein und der Geheime Kämmerier Fredersdorff, den König von dem Inhalte des Borckeschen Berichtes in Kenntniß zu setzen. Friedrich

äußerte nicht die geringste Bewegung. Er erhob sich von seinem Bette, ließ den Geheimen Cabinetssecretair Eichel rufen und ertheilte diesem den Auftrag an den Feldmarschall Grafen Schwerin, so wie an den Cabinetsminister von Podewils zu schreiben, daß Beide sich ungesäumt nach Rheinsberg begeben sollten.

Bald darauf richtete er an Voltaire ein kurzes Schreiben: „Mon cher Voltaire, l'événement le moins prévu du monde m'empêche, pour cette fois, d'ouvrir mon âme à la vôtre comme d'ordinaire et de bavarder comme je le voudrais. L'Empereur est mort. Cette mort dérange toutes mes idées pacifiques, et je crois qu'il s'agira, au mois de juin, plutôt de poudre à canon, de soldats, de tranchées, que d'actrices, de ballets et de théâtre;“ und am Schlusse heißt es: „Je vais faire passer ma fièvre, car j'ai besoin de ma machine, et il en faut tirer à présent tout le parti possible.“

Nachdem Schwerin und Podewils in Rheinsberg angelangt waren, ließ Friedrich sie sofort zu einer geheimen Berathung zu sich kommen. Fünf Tage hindurch wurden diese Conferenzen fortgesetzt. Der König betrieb dieselben mit einem solchen Eifer, daß er nicht einmal Zeit fand, an der Mittagstafel der Königin zu erscheinen. Am 1. December kehrten dann die beiden Vertrauten nach Berlin zurück. Das Resultat der Berathungen blieb für Alle ein tiefes Geheimniß.

Aber in der Seele des Königs standen die Pläne für die nächste Zukunft fest. In seinem Innern war bereits

seit Langem Alles vorbereitet gewesen, was er jetzt zu verwirklichen gedachte. Schon am 27. October konnte er daher an Algarotti schreiben: „Une bagatelle comme est la mort de l'Empereur ne demande pas de grands mouvements. Tout était prévu, tout était arrangé. Ainsi il ne s'agit que d'exécuter des desseins que j'ai roulés depuis longtemps dans ma tête."

Der Hauptplan war, sich Schlesiens zu bemächtigen; wo möglich noch vor dem Eintritte des Winters wünschte Friedrich die ganze Provinz zu besetzen, auf die nach seiner Ansicht das brandenburgische Haus die besten Ansprüche hatte.

Schon am 8. November wurden daher die sämmtlichen zu diesem Unternehmen bestimmten Regimenter angewiesen, sich die noch erforderlichen Pferde anzuschaffen und sich marschfertig zu halten. Alle beurlaubten Officiere kehrten zu ihren Truppenabtheilungen zurück. Die Proviantmagazine füllten sich. Zur Bildung neuer Regimenter wurden die nöthigen Anordnungen getroffen.

Am 2. December verließ der König Rheinsberg und begab sich nach Berlin. Hier war Alles in großer Bewegung. Die Truppenmärsche, welche inzwischen begonnen hatten, zeigten deutlich, daß etwas Ungewöhnliches im Werke sei. Aber weder das Publicum noch die fremden Gesandten wußten mit Sicherheit anzugeben, was der Zweck dieser Rüstungen sein sollte. Noch am 27. November mußte einer der dortigen Diplomaten, welcher zu den Gutunterrichteten gehörte, seiner Regierung melden: „Gegenwärtig sind alle Regimenter im Stande aufzubrechen. Die Artilleriepferde

und Packpferde sind vertheilt. Aber der Punkt des Zusammentreffens der Truppen ist unbekannt und ihre Bestimmung noch mehr." Erst allmählich lüftete sich der Schleier des Geheimnisses, als man wahrnahm, daß sämmtliche Regimenter in der Richtung nach Frankfurt und Crossen hin marschirten. Obgleich es auch jetzt noch hieß, daß dieses nur geschehe, um größere Uebungen vorzunehmen und den Soldaten an die Unbeständigkeit des Klimas zu gewöhnen, so erkannten doch Weiterblickende, daß es sich um einen Einfall in Schlesien handle.

Am 4. December rückte die Artillerie aus. Dieselbe hatte sich früh Morgens unter den Linden aufgestellt; von dort marschirte sie über den Schloßplatz nach der Frankfurter Landwehr. Am Schlosse hielt Friedrich mit seinen Adjutanten, um die verschiedenen Abtheilungen der Geschütze vorüberziehen zu sehen. Diesen folgten die Pulverwagen, die Pontons, so wie die Handpferde des Königs. Tags darauf setzte sich das Regiment Sydow in Bewegung nebst den Maulthieren und der Feldequipage des Königs. Am 6. December brachen die Regimenter Kleist und Grävenitz auf und marschirten auf der Straße nach Müncheberg ab.

Gegen die Mitte des Monats December war endlich ein Heer von achtundzwanzigtausend Mann bei Crossen zusammengezogen. Nun traf auch der König Anstalten zur Abreise. Am 12. December war noch bei Hofe ein glänzender Ball, welchem Friedrich in unbefangenster Weise beiwohnte; in der Frühe des folgenden Tages trat er die

Reise an. Zwei Tage später hat er bereits die Grenze überschritten; bei Schweidnitz, auf schlesischem Boden, wird das Hauptquartier aufgeschlagen, und schon nach drei Tagen schreibt er an Jordan von Millkau aus: „Demain, j'arrive au dernier quartier auprès de Glogau, que j'espère d'avoir dans peu de jours. Tout favorise mes desseins et j'espère de revenir à Berlin après les avoir exécutés glorieusement et de façon qu'on aura lieu d'en être content. Laisse parler les envieux et les ignorants; ce ne seront jamais eux qui serviront de boussole à mes desseins, mais bien la gloire; j'en suis pénétré plus que jamais, mes troupes en ont le coeur enflé, et je te réponds du succés."

Und der Erfolg blieb nicht aus. Schon nach fünf Wochen war ganz Schlesien, mit Ausnahme der festen Plätze Groß-Glogau, Brieg und Neisse, von den Oesterreichern geräumt, und bis zu dem Jablunka-Passe hin, der über die Beskiden nach Ungarn führt, erscholl das preußische Commandowort. Der König war davon überzeugt, daß, wenn er bis Wien hätte vordringen wollen, ihn Nichts aufgehalten haben würde; aber seine Absicht war, wie er selbst ausgesprochen, nur die, „das Land in Besitz zu nehmen, von dem ihm ein so großer Theil von Rechtswegen gehörte." Bereits am 29. Januar traf Friedrich wieder in Berlin ein.

Sein Heer hatte sich bewährt. Man vergesse nicht, daß die preußische Armee, vor Beginn dieses ersten schlesischen Krieges, volle zwanzig Jahre hindurch nur dem friedlichen Garnisondienste gelebt und nur auf den Paraden

und Revüen Gelegenheit gehabt hatte, zu glänzen. Mit Ausnahme der acht Regimenter Infanterie und Cavallerie, welche in den Jahren 1734 und 1735 zu jenen militairischen Promenaden an den Rhein befohlen worden waren, hatte kein einziger preußischer Truppentheil seit dem Jahre 1720, dem Ende des nordischen Krieges, im feindlichen Feuer gestanden. Aber Mannszucht und Ordnung waren mit diesem fast zur Hälfte durch Werbungen zusammengebrachten Heere wie verkörpert, und eine jede Veränderung in den Waffen und in der Handhabung derselben, die sich als nützlich erwiesen, hatte man zur größesten Vollkommenheit und Fertigkeit auszubilden gewußt.

Die meiste Sorgfalt war auf die Uebungen der Infanterie verwandt worden; als die Hauptsache bei ihr galten der Gleichschritt und das rasche Feuern. Der König Friedrich Wilhelm hatte das einmal in folgender Weise ausgedrückt: „Geschwinde laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille.“ In drei Gliedern stand das Fußvolk aufgestellt; sobald das Feuern beginnen sollte, legte sich das vordere Glied auf die Kniee, was die Mannschaften nicht verhinderte, aufs Raschefte zu laden und zu schießen; hinter ihnen stehend feuerten die beiden anderen Colonnen. Die preußische Infanterie gab fünf Salven, während die Oesterreicher in derselben Zeit nur zwei geben konnten. Die letzteren kannten noch nicht den Gebrauch des eisernen Ladestockes, welchen der Fürst Leopold von Dessau bereits seit Langem im preußischen Heere eingeführt hatte.

Was die Reiterei anbetrifft, die Friedrich bei seinem Regierungsantritte vorfand, so war diese verhältnißmäßig sehr vernachlässigt. Er selbst schildert sie mit folgenden Worten: La cavalerie était composée de très-grands hommes, montés sur des chevaux énormes; c'étaient des colosses sur des éléphants, qui ne savaient ni manoeuvrer ni combattre: il ne se faisait aucune revue sans que quelque cavalier tombât par terre par maladresse; ils n'étaient pas maîtres de leurs chevaux et leurs officiers n'avaient aucune notion du service de la cavalerie, nulle idée de la guerre, aucune connaissance du terrain, ni théorie ni pratique des évolutions qu'il convient à la cavalerie de faire dans un jour de combat. Auf die Beseitigung der Mängel, an denen die Reiterei litt, richtete Friedrich bereits vor dem schlesischen Feldzuge, wie auch während desselben, ein scharfes Augenmerk. Vorerst beschränkte er sich darauf, die Zahl der Mannschaften zu vermehren und zwar durch das Herbeiziehen von „gesundem guten Volke," welches er besonders unter den Polen anwerben ließ, weil diese ihm am Meisten zum Reiterdienste befähigt scheinen mochten. So erfahren wir durch einen Bericht des oben erwähnten Diplomaten vom 21. December, daß der Generalmajor Geßler nach Polen geschickt wurde, um zehn Schwadronen leichter Cavallerie zu errichten. Die taktische Ausbildung der Truppe mußte man freilich zunächst dem Kriege selbst überlassen.

Von der Artillerie ist noch nicht viel zu sagen. Wo sie zur Anwendung kam, zeichnete sie sich durch ihr sicheres

und rasches Feuern aus. Indeß war sie der Zahl nach beschränkt. Eine entscheidende Rolle hat erst die neuere Zeit dieser Waffe zuerkannt.

Was aber dem Heere noch gänzlich fehlte, das war eine leichte, bewegliche Truppe, welche neben den geschlossenen Massen des Fußvolks zum Schwärmen, Patrouilliren und Auskundschaften verwandt werden konnte. Das Bedürfniß einer solchen Waffe fühlte Friedrich von vornherein um so tiefer, weil gleich seine erste kriegerische Unternehmung gegen ein zum großen Theil gebirgiges und daher in seinen einzelnen Partieen weniger bekanntes Land gerichtet war, welches das Recognosciren in ausgedehnter Weise erforderlich machte. Schon im Jahre 1740 wurde daher ein solches Corps von Jägern errichtet, welche wohl fürs Erste dazu bestimmt waren, als Wegweiser und Colonnenführer zu dienen und außerdem auch die Recognoscirungen der Ingenieur-Geographen zu decken. Höchstwahrscheinlich bestand es zumeist aus gelernten Schützen und Förstersöhnen. Die Sorge für die innere Organisation und Ausbildung dieses Corps übertrug aber der König seinem treuen Bayard-Ritter Chasot.

Wir haben Chasot in Ruppin verlassen, wohin Friedrich ihn am 27. Mai bei seinem Aufbruche von Rheinsberg vorausgeschickt hatte. Wie lange er dort geblieben, ist unbekannt; während mehrerer Monate hören wir nichts von ihm. Ohne Zweifel begab er sich aber bereits im Spätherbst desselben Jahres, wenn nicht schon früher, in die Nähe des Königs nach Charlottenburg, wo jenes Jägercorps

garnisonirte, und am 16. Februar 1741 brachte die Berliner Zeitung von Haude und Spener in ihrem amtlichen Theile die Nachricht, daß Chasot das Commando über diese Truppe erhalten habe.

Drei Tage darauf, am 19. Februar, begab sich Friedrich wieder zu der Armee nach Schlesien, wo inzwischen bereits bedeutende Verstärkungen eingetroffen waren, um die eroberte Provinz gegen einen Angriff der Oesterreicher behaupten zu können.

Dorthin hatte sich auch auf Befehl des Königs Chasot mit seinem Corps gewandt, das zu einer Stärke von einigen hundert Mann angewachsen war. Einen Theil desselben hatte man beritten gemacht. Diese reitenden Jäger blieben vornehmlich in der Nähe des Königs und gehörten mit zu dessen Leibgarde; zugleich wurden sie als Couriere benutzt.

Es folgten nun die denkwürdigen Gefechte der Jahre 1741 und 1742 bei Mollwitz und bei Czaslau, so wie die Capitulationen der Festungen Glogau, Brieg, Neisse und Glatz, wodurch im Juni des Jahres 1742 der Friede zu Breslau herbeigeführt wurde, welcher dem Könige den Besitz Schlesiens, der Grafschaft Glatz und eines Districtes von Mähren sicherte.

Während jener beiden Kriegsjahre, welche die Waffen des jungen Heldenkönigs mit unvergänglichem Ruhm umgaben, hatte auch Chasot Gelegenheit gefunden, sich in glänzender Weise hervorzuthun und hatte zu wiederholten Malen durch seinen Muth, wie durch seine Umsicht den Dank be-

thätigt, zu dem er sich durch Friedrichs Freundschaft verpflichtet fühlte.

Es ist bekannt, daß sich der König gleich beim Beginn der Schlacht von Mollwitz in einer für seine persönliche Sicherheit und sein Leben so bedenklichen Lage befand, daß der Feldmarschall Schwerin und andere Generäle in ihn drangen, sich zu entfernen und ihnen die Leitung des Kampfes zu überlassen. Die Oesterreicher hatten nämlich mit ihren dichten, wohlgeübten Cavalleriemassen den rechten Flügel der Preußen angegriffen. Diesen bildeten zehn Reiterschwadronen, zwischen denen Friedrich, nach dem Beispiele Gustav Adolphs, zwei Infanterie-Abtheilungen, die Grenadierbataillone Winterfeldt und Bolstern, zur Unterstützung eingeschoben hatte. Der Anlauf der überlegenen österreichischen Cavallerie war indeß so heftig, daß die sämmtlichen preußischen Schwadronen bald zum Weichen gebracht wurden und sich auf ihre Infanterie zurückziehen mußten. Hier, hinter dem Grenadierbataillon Winterfeldt, hielt der junge König. Als er die Flucht der Reiterei sah, drängte er sich unter die Weichenden und Verfolgenden, um die Seinen zum Stehen zu bringen.

Dürfen wir nun einer alten Tradition folgen, wie sie sich lange in der Familie Chasots erhalten hat, so befand sich dieser gerade in jenem verhängnißvollen Augenblicke, wo das wildeste Schlachtgetümmel Friedrich umgab, in dessen unmittelbarer Nähe. Plötzlich sprengt ein feindlicher Cavallerie-Officier, begleitet von seinen Leuten, mit den Worten hervor: „Wo ist der König?" Ohne sich zu besinnen reitet

Chasot, die ganze Bedeutung des Moments erfassend, dem Oesterreicher entgegen und ruft ihm zu, er sei der König. Sofort entspinnt sich zwischen Beiden ein erbitterter Kampf. Bald dringen auch die Begleiter des Oesterreichers auf Chasot ein, der inzwischen von den Seinen abgeschnitten ist. Von allen Seiten blitzen ihm die feindlichen Schwerter entgegen. Um sein Haupt schwirren die Hiebe, die der geschickte Fechter nach rechts und links abzuwehren weiß. Da trifft der Schlag eines schweren Pallasches seine Stirn; aber in derselben Minute fliegen auch die Seinen herbei, die schon lange vergeblich versucht haben sich durchzuschlagen, um wieder in die Nähe ihres Führers zu gelangen. Augenblicklich stieben die Feinde auseinander. Mit Blut bedeckt wird Chasot weggeführt; der Hieb ist tief in sein Haupt gedrungen, aber sein König ist gerettet. Von Dank und Rührung ergriffen, empfängt dieser den heldenmüthigen Freund; die Anerkennung seiner sämmtlichen Kameraden ist ihm gesichert, und in begeisterter Erinnerung an jene That richtet später Voltaire an Chasot die bekannten Worte:

Il me souvient encore de ce jour mémorable,
Où l'illustre Chasot, ce guerrier formidable
Sauva par sa valeur le plus grand de nos rois.
O Prusse! élève un temple à ses fameux exploits.

Jahrs darauf am 17. Mai in der Schlacht bei Czaslau hatte Chasot das Glück, die Bagage des Königs zu retten. Etwas Näheres ist über diesen Vorfall nicht bekannt geworden. Nur das weiß man, daß Friedrich bald nach jenem Gefechte Chasot zum Ritter des Ordens pour le

mérite erhob und ihm eigenhändig die Insignien verlieh. Zugleich verehrte er ihm die Amtshauptmannschaft Cöslin, deren jährliche Einnahmen fortan Chasot zuflossen, ohne daß für diesen damit irgend welche Sorgen wegen der Verwaltung jenes Amtes verbunden gewesen wären. Derartige Geldbelohnungen pflegte Friedrich häufig seinen Officieren zukommen zu lassen. Bald darauf hören wir, daß Chasot auch die Amtshauptmannschaft Plettenberg in Westphalen nebst einer Anweisung von achthundert Thalern auf die Güter des Klosters Lebus erhalten habe.

Die größte Auszeichnung wurde ihm aber im Jahre 1743 zu Theil. Am 7. Juli jenes Jahres, nachdem der König eine Revue in der Umgegend von Stettin abgehalten hatte, ernannte er den damals sieben und zwanzigjährigen Chasot zum Major und zwar bei dem fünften Dragonerregimente, dessen derzeitiger Chef der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Baireuth war und welches daher gewöhnlich kurzweg das Dragonerregiment Baireuth hieß.

Bei diesem Regimente war Chasot bereits im Frühjahre 1741, bald nach der Schlacht von Mollwitz, als Rittmeister eingetreten. Wie es scheint, hatte er anfänglich neben jener Stellung noch die obere Leitung des Feldjäger-Corps beibehalten. Nachdem aber diese Truppe durch Chasots umsichtige Führung zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht worden war, hatte Friedrich es für angemessen gefunden, ihn bei der eigentlichen Reiterei zu verwenden. Denn für den Cavalleriedienst zeigte Chasot ein entschiedenes Talent, und wenngleich diese Waffe sich bereits im Laufe

des ersten schlesischen Krieges wesentlich gehoben hatte, so entsprachen doch die Leistungen derselben noch immer nicht den Anforderungen des Königs. Der gemeine Mann war fast durchweg tüchtig, aber das Officiercorps sehr ungleichmäßig gebildet. „Anlangend die hiesige Cavalerie, woran Ich vorhin nicht zufrieden seyn können," schreibt Friedrich noch im August 1741 dem Fürsten von Dessau, „so hat es dabey an nichts als an der Ignorantz und unwißenheit vieler Officirs gelegen, alß welche nicht die gehörige Ambition gehabt und mehr Pächter als Officiers gewesen." Wer sich daher als geschickter Reiterführer erwies, der konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß der König ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte und ihn binnen Kurzem in eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung brachte. So gelang es allmählich, auch die gesammte Cavallerie auf einen Standpunkt taktischer Ausbildung zu bringen, welcher sie in den Augen ihres gewaltigen Kriegsherrn als eine seiner Armee würdige Waffe erscheinen ließ, und mit innerer Befriedigung schrieb Friedrich schon im April 1742 von Chrudim aus dem alten Dessauer: „Ich kan hierbey nicht umhin, Ew. Liebden von der Satisfaction, welche Ich über das gute Verhalten Meiner Trouppen sowohl überhaupt als von der Cavalerie zu haben Uhrsach finde, part zu geben, da alles was Ich in diesem Jahre von ihnen höre noch einmal so gut gethan ist als wie im vorigen Jahre."

Die vollständige Anerkennung ihres Fürsten und den glänzendsten Ruhm aber erwarb sich die preußische Reiterei

im zweiten schlesischen Kriege und hier war es gerade demjenigen Regimente, bei welchem Chasot stand, vorbehalten, die Entscheidung eines Tages herbeizuführen, den Friedrich selbst als „le jour le plus décisif de sa fortune“ bezeichnet.

V.

Das Dragoner-Regiment von Baireuth ist bekanntlich dasjenige Regiment, aus welchem im Jahre 1819 das heutige Regiment Königin, das zweite Cürassier-Regiment hervorging. Dasselbe war am 1. Juni 1717 gestiftet und zählte im Jahre 1740, bei Friedrichs Regierungsantritte, zehn Schwadronen, welche in Pasewalk, Garz, Gollnow, Ueckermünde, Wollin und Treptow an der Tollensee in Garnison lagen.

Die Uniform des Regiments bestand in einem weißen Leibrock mit ponceaurothen Aufschlägen und gelben Metallknöpfen. Der Officiers-Rock zeichnete sich durch Goldstickereien aus. Unter dem Leibrock wurde ein gelbes Camisol getragen. Die Beinkleider waren von gelbem Leder. Erst nach dem Jahre 1750, als bei den sämmtlichen Dragoner-Regimentern an die Stelle der weißen Uniformen die hellblauen Röcke traten, erhielten die Baireuther Dragoner Leibröcke von „bleumorantem" Tuche mit carmoisinrothen Aufschlägen, weißen Knöpfen und weißen Achselbändern. Ein weißer, wallender Reitermantel diente als

Schutz gegen Regen und Kälte. Die Kopfbedeckung bestand in einem schwarzen, dreieckigen Hute, wie ihn auch die Infanterie trug, mit goldenen Tressen. Im April 1744 befiehlt Friedrich, „daß, da das Regiment auch noch schwarze Hüte ohne Tressen hat, solche wohl conserviret werden mögen, indem selbige, wenn es zum Marsche kömmt, mitgenommen werden sollen." Die hohen Reiterstiefel wurden am Knie durch einen Riemen zusammengehalten, was darin seinen Grund hatte, daß die Dragoner ursprünglich ebenso zum Infanteriedienste, wie zum Cavalleriedienste verwandt wurden. Daher kam es auch, daß sie bei ihrer Regiments-Musik, wie heute noch einzelne russische Cavallerie-Regimenter, etwa dreißig Trommeler führten. Ihre Waffen waren Pistolen, „Dragonerflinten mit Bajonets" und Degen, die fast die Größe der Cürassier-Pallasche erreichten. Der Säbel ist bei den Dragoner-Regimentern erst nach dem Jahre 1806 eingeführt worden.

Im Jahre 1744 hatte die preußische Armee zwölf Dragoner-Regimenter, von denen ein jedes fünf Schwadronen zählte. Nur das Baireuther Regiment und das Regiment von Möllendorf bestanden aus zehn Schwadronen, von denen je fünf ein Bataillon bildeten.

Bei der Revue, welche im Jahre 1743 in der Umgegend von Stettin stattfand, erwiesen sich die Baireuther Dragoner so tüchtig, daß der König den Commandeuren der drei in Preußen stehenden Dragoner-Regimenter den Befehl ertheilte, „sich sofort nach Pasewalk zu verfügen, um daselbst, während dreiwöchentlicher Anwesenheit, ihre

Norm nach den beim Baireuthschen Regimente eingeführten Evolutions und Manövres zu nehmen."

Als dann im Sommer des folgenden Jahres Friedrich von Neuem gegen Oesterreich die Feindseligkeiten eröffnete, erhielt das Baireuther Regiment seine Bestimmung zur Avantgarde der ersten Heeres-Colonne, die, vom Könige selbst geführt, am 25. August von Peterswalde aus in Böhmen einrückte.

An der Spitze des Regiments stand damals neben dem Markgrafen von Baireuth, der nur nomineller Chef desselben war, als zweiter Chef der Oberst Otto Martin von Schwerin. Auf diesen folgte im Commando unmittelbar Chasot. Schwerin befehligte das erste, Chasot das zweite Bataillon.

Bei der Belagerung von Prag kam das Regiment sofort ins Feuer.

Das nächste bedeutendere Gefecht, an welchem dasselbe Theil nahm, war das bei Kammerburg an der Sazawa. Am 26. October hatte der König aus Mangel an Fourage und Lebensmitteln sich genöthigt gesehen, das Lager von Konopischt zu verlassen und eine Gegend aufzusuchen, welche seinen Truppen, insbesondere aber seiner zahlreichen Cavallerie den erforderlichen Unterhalt liefern würde. Bei Porziß ging er über die Sazawa und bezog dann bei Pischeli ein neues Lager. Zugleich war der General Nassau mit neun Bataillonen Infanterie und dreißig Reiterschwadronen gegen Kammerburg aufgebrochen, wohin, wie er wußte, sich die Oesterreicher unter Ghilany gewandt hatten. Auf halbem

Wege trafen die leichten Truppen der Preußen, darunter sechshundert Baireuther Dragoner, geführt von Chasot, mit feindlichen Husaren zusammen und warfen diese zurück. Umsonst versuchte dann Ghilany mit seinen übrigen Truppen die andringenden Preußen aufzuhalten; auch er mußte seine Positionen aufgeben und wandte sich eilends nach Sazawa.

Ein kurzer Bericht, den Chasot am 27. October von Kammerburg aus über dieses Scharmützel und einige frühere Vorgänge an den König erstattete, möge hier seines launigen Inhalts wegen Platz finden:

Sire,

les Autrichiens ne pouvaient me faire un plus grand mal que de m'enlever mon chirurgien dont j'aurais grand besoin pour le présent. Selon les ordres de Votre Majesté nous avons fait mettre sur les chariots en allant à Marchowitz tout l'équipage pésant des dragons. Mon chariot a été si fort chargé qu'il s'est d'abord cassé en sortant du camp pour aller à Konopisch. Les housards s'en sont d'abord emparés et je n'ai rien retrouvé à Kamerburg que le dîner tout pret des quatre généraux autrichiens. La bonne disposition du général Nassau et une avantgarde de six cents dragons de bonne volonté que j'ai eu l'honneur de mener en ordre à l'ennemi a fait fuire cette fameuse cavalerie autrichienne. J'aurais souhaité me vanger mieux de ce qu'ils m'ont pris mon chirurgien, mais j'espère que Votre Majesté me le fera rendre bientôt et je lui

promets d'enlever encore le dîner à Chylani et à Philippi.

Je suis avec un profond respect de Votre Majesté, Sire, le très-humble et très-obéissant serviteur

de Chasot.

Bei den nächstfolgenden Ereignissen dieses Winterfeldzuges geschieht des Baireuthschen Dragoner-Regiments keine besondere Erwähnung. Böhmen wurde von den Preußen geräumt und die ganze Armee nach Schlesien zurückgezogen. Dort, in der Gegend von Sagan, erhielt auch der Oberst Schwerin für sich und sein Regiment Winterquartiere.

Der König selbst war bereits in den letzten Tagen des Monats December nach Berlin zurückgereist. Während seiner Abwesenheit führte der alte Fürst von Dessau den Oberbefehl über die Armee in Schlesien. Mitte März traf dann Friedrich dort wieder ein, um die Rüstungen zu dem bevorstehenden Feldzuge zu betreiben. Seine ganze Umsicht und Thätigkeit wurde nun aufgeboten. In einem Briefe des Königs an Jordan heißt es: Je suis ici parmi toutes les contre-gardes, enveloppes, ravelins et avant-fossés de l'univers. J'ai beaucoup d'occupations, de soucis et d'inquiétudes; mais je ne me plaindrai de rien, pourvu que je puisse bien servir la patrie et lui être aussi utile que j'en ai la volonté.

Und wohl war die Lage des Königs eine höchst bedenkliche. Zu Anfang des Jahres 1745 hatte Oesterreich mit England, Holland und Sachsen in Warschau ein Bündniß abgeschlossen, wodurch diese Staaten sich zu einer gegen-

seitigen Hülfeleistung verpflichteten. Die beiden Seemächte versprachen, Subsidiengelder zu zahlen, um Oesterreich und Sachsen zu einer kräftigen Fortführung des Kampfes gegen Preußen in den Stand zu setzen. Frankreich war, trotz wiederholter Zusage, die Friedrich empfangen hatte, zu einem gemeinschaftlichen Auftreten gegen Oesterreich nicht zu bewegen. In Sanct Petersburg herrschten eben damals bei einer einflußreichen Partei die entschiedensten Abneigungen gegen das so mächtig emporstrebende Preußen, und in Wien gab man sich bereits der Hoffnung hin, daß die Kaiserin Elisabeth über kurz oder lang zu einer Theilnahme an dem Kriege gegen das Haus Brandenburg zu bewegen sein würde.

Der König sah sich somit umringt von Feinden, einzig und allein auf seine eigene Kraft angewiesen. Einen Augenblick dachte er daran, Frankreich um Subsidien zu bitten; zu diesem Behuf war bereits ein Schreiben an Ludwig XV abgefaßt. Aber es blieb liegen und wurde nicht abgeschickt. Im letzten Momente fühlte Friedrich sich doch zu stolz, den König von Frankreich um etwas zu bitten; lieber wollte er gegen die ganze Welt in die Schranken treten. La situation présente est aussi violente que désagréable, schreibt der König am 19. April von Neisse aus an den Minister von Podewils. Mon parti est tout pris. S'il s'agit de se battre, nous le ferons en désespérés. Enfin jamais crise n'a été plus grande que la Mienne. Il faut laisser au temps de débrouiller cette fusée et au destin, s'il y en a un, à décider de l'événement. Le jeu que

Je joue est si considérable qu'il est impossible d'en voir l'issue avec sang-froid. Faites quelques voeux pour le retour de Mon heureuse étoile. Und in einem späteren Schreiben heißt es dann: J'ai jeté le bonnet par-dessus les moulins; Je me prépare à tous les événemens qui peuvent m'arriver. Que la fortune me soit contraire ou favorable cela ne m'abaissera ni m'enorgueillira et s'il faut périr ce sera avec gloire et l'épée à la main.

Der Feldzugsplan des Königs ging dahin, zunächst ruhig in Schlesien zu bleiben, um hier die Angriffe seiner Gegner abzuwarten. Sobald diese über die Gebirge in Schlesien einbrechen würden, gedachte er, ihnen mit seiner ganzen Macht entgegenzutreten und dann eine Schlacht herbeizuführen, welche darüber entscheiden sollte, ob fortan die Hohenzollern oder die Habsburger Herren jener Provinz sein würden.

In diesem Vorhaben sah sich Friedrich bald durch die Bewegungen des Feindes bestärkt. Am 26. Mai nahmen die bei Trautenau in Böhmen vereinigten Oesterreicher und Sachsen eine entschiedene Richtung nach dem Gebirgsübergange von Landshut. Drei Tage später hatten bereits der Prinz Karl von Lothringen, so wie der Führer des sächsischen Corps, der Herzog von Sachsen-Weißenfels, daselbst ihr vereinigtes Hauptquartier. Am 2. Juni standen die verbündeten Armeen in dem Lager von Baumgarten; von dort beabsichtigte der Prinz Karl, das Heer in verschiedenen Colonnen in die Ebene vorgehen zu lassen. Tags darauf,

in den Frühstunden des 3. Juni, hielt er daher in dem nahegelegenen Hohenfriedberg einen Kriegsrath mit dem Herzoge von Weißenfels und der dazu eingeladenen Generalität. Man bestimmte die Gebirgsöffnungen, durch welche die verschiedenen Truppentheile vorrücken sollten. Zugleich erging an dieselben der Befehl, zeitig abzukochen und sich marschfertig zu halten; schon gegen Mittag setzte sich das ganze Heer in acht Colonnen in Bewegung.

Auf einer Höhe bei Hohenfriedberg speisten die beiden commandirenden Generale. Von hier aus sahen sie, wie die sämmtlichen Heeressäulen aus den verschiedenen Defileen in die Ebene vorbrachen; alle zu gleicher Zeit, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, „wie zu einem Feste." Binnen Kurzem hoffte man als Sieger in Breslau einzuziehen und dort die neuen Fahnen einzuweihen.

Inzwischen war auch Friedrich, der nur wenige Stunden entfernt mit seiner Armee bei Jauernick stand, nicht unthätig gewesen. Um den Feind zu täuschen, hatte er vom Beginn des Feldzuges an überall das Gerücht aussprengen lassen, daß er nicht gesonnen sei, die verbündeten Gegner am Fuße des Gebirges zu erwarten, sondern daß er sich nach Breslau zurückziehen würde. Im Geheimen aber waren alle Anordnungen getroffen, um die feindlichen Armeen sofort bei ihrem Eintritte in die Ebene angreifen zu können und so die gewünschte Entscheidung herbeizuführen.

Am Morgen des 3. Juni hatte sich der König in aller Frühe auf eine der Anhöhen bei Striegau begeben, von

wo aus er eine jede Bewegung des Feindes deutlich beobachten konnte. Als er das zeitige Abkochen im österreichischen und sächsischen Lager bemerkte, zog er sogleich daraus den Schluß, daß die Truppen noch am selben Tage vorrücken würden. Endlich sah er sie wirklich das Lager aufheben und nach den verschiedenen Richtungen abmarschiren.

Unverzüglich eilte er nun zu den Seinen nach Jauernick zurück. Dort angelangt, es mochte gegen vier Uhr Nachmittags sein, läßt sich der französische Gesandte, Marquis de Valori, bei ihm melden, um ihm die so eben eingetroffene Nachricht von der Einnahme von Tournay durch die Franzosen mitzutheilen. Der Marquis wird in das königliche Zelt geführt. Als er seine Anrede beendigt hat, erwidert ihm Friedrich kurz: „Je vous en fais mon compliment,“ und fügt dann mit der ihm eigenthümlichen Bestimmtheit hinzu: „j'espère que demain j'aurai de bonnes nouvelles à mander au Roi. Les ennemis sont, où je les voulais et je les attaque demain.“

Der Augenblick war gekommen, wo sich die Pläne des Königs verwirklichen sollten. Das gesammte Fußvolk nebst der Reiterei und der Artillerie erhielten sofort Befehl, noch am selben Tage Abends acht Uhr aufzubrechen und in zwei Colonnen nach Striegau zu marschiren, um sich dort gegen den Feind aufzustellen. Alles wurde in größter Stille ausgeführt; den Soldaten war es sogar untersagt worden, während des Marsches zu rauchen. In dem Lager hatte man die Zelte absichtlich stehen lassen; ebenso wurden durch einzelne Zurückgebliebene die Wachtfeuer aufs sorgfältigste

unterhalten, um den Feind über den Abmarsch des Heeres zu täuschen. Gegen drei Uhr Morgens stand dieses in zwei Treffen formirt bei Striegau; die Infanterie legte sich bei den Gewehren nieder, die Cavallerie abgesessen behielt die Pferde an der Hand. Die Oesterreicher und Sachsen hatten sich inzwischen von Hohenfriedberg bis Pilgramshayn aufgestellt.

So brach der 4. Juni an. Es war ein klarer, schöner Frühlingsmorgen, der seinen stillen Frieden weithin über die ganze Gegend verbreitete. Noch vor Sonnenaufgang, im Dämmerlichte, hatte Friedrich, der nur kurze Zeit in seinen Mantel gehüllt geschlafen, die Generale um sich versammelt und ihnen seine Befehle ertheilt. Dieselben mochten kaum bei ihren Truppen wieder angelangt sein, als man plötzlich, gegen vier Uhr, von Pilgramshayn herüber einen heftigen Kanonendonner vernimmt. Die Avantgarde der Preußen unter dem General Dumoulin war mit den Sachsen handgemein geworden, die auf dem nahegelegenen Georgenberge ihre Geschütze aufgepflanzt hatten. Dorthin wendet sich nun die erste Brigade des rechten Flügels. Es entspinnt sich ein mörderisches Gefecht. Aber bald werden die Sachsen zum Weichen gebracht; sie müssen den Georgenberg räumen, und hier, so wie auf dem Fuchsberge läßt der umsichtige Dumoulin sofort zwei Batterien von je sechs Geschützen auffahren, mit denen er den ganzen linken Flügel des Feindes bestreichen kann. Gegen sieben Uhr ist hier bereits die Schlacht entschieden, die Sachsen sind überall geschlagen.

Inzwischen war auch das Centrum und der linke Flügel der preußischen Linie so weit vorgerückt, um die Hauptmacht der Oesterreicher, die noch unbesiegt dastand, angreifen zu können. Auf dem linken Flügel hatten sich die Preußen in Thomaswaldau festgesetzt; dort kam es gegen sieben Uhr zum Kampfe. Die Oesterreicher machten den Versuch, sich mit Fußvolk und Reiterei des Ortes zu bemächtigen; sie wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Nun entwickelte sich allmählich die ganze Infanterie der Preußen. Gegen acht Uhr ging der Prinz Ferdinand von Braunschweig, dessen Brigade das Centrum bildete, mit fünf Bataillonen gegen Güntersdorf vor, bei dem seitwärts etwa sechs österreichische Infanterie-Regimenter aufgestellt waren. Das Feuer der letzteren wirkte verheerend; schon hatten sie acht Generalsalven gegeben und noch war von den Preußen kein Schuß gethan; erst als diese sich auf hundert und funfzig Schritte genähert hatten, begann ihr rollendes Pelotonfeuer, welches nun mit einer solchen Sicherheit und Raschheit abgegeben wurde, daß die feindlichen Regimenter in Unordnung geriethen und auch hier zurückgehen mußten.

Diesen Vortheil versuchte jetzt die inzwischen noch verstärkte Brigade des Herzogs von Braunschweig sofort zu benutzen. Aber ein rasches Vorgehen war nicht möglich. Durch das Gewehrfeuer der österreichischen Grenadiere, so wie durch die Kartätschschüsse ihrer Artillerie hatten auch die preußischen Bataillone große Verluste erlitten. Schon war der Feind wieder zum Stehen gebracht und hatte Unterstützung erhalten, während die Reihen der Regimenter Braunschweig-

Bevern, Hacke, Schlichting und die des Bataillons Einsiedel sich immer mehr lichteten und „grausam zerschossen und zugerichtet wurden," so daß sie, aufs höchste erschöpft, den Kampf bald nur noch mit matter Kraft fortzusetzen vermochten.

Da ertönten plötzlich hinter ihnen die schmetternden Fanfaren der Baireuther Dragoner, unter den Hufen der Rosse dröhnte der Boden wieder und gleich einer Windsbraut sauste das kühne Regiment, „den Degen in der Faust," in Schwadronsfront an ihnen vorüber und stürzte sich, die eine Colonne von Schwerin, die andere vom General Geßler und von Chasot geführt, mitten in die österreichische Infanterie. „Dieses waren unsere endlichen Erlöser," sagt der Bericht des Regiments Bevern, „sie jugen mit vollem Galopp zwischen uns durch, hielten das österreichische Feuer sowohl aus grobem als kleinem Geschütz geduldig aus, und attaquirten die Oesterreicher mit größter Furie."

Es war dies der letzte, der entscheidende Act der Schlacht; denn in furchtbarer Weise wütheten die Dragoner unter den Feinden. Noch ist keine halbe Stunde verflossen und schon sind zwanzig österreichische Bataillone von ihnen über den Haufen gerannt; die alten vielversuchten, „ihrer Gewohnheit nach redlich fechtenden Regimenter," von Marschall, Grünne, Thüngen, Daun, Collowrath, Baaden, Leopold, Neipperg und ein Bataillon Giulay haben nicht vermocht, dem einen Regimente von Baireuth Stand zu halten; sie sind auseinander gesprengt, Viele niedergehauen und verwundet, gegen zweitausend fünfhundert Mann zu Ge-

fangenen gemacht, mehr als sechzig Fahnen erbeutet; und in eiligem Marsche wendet sich nun die verbündete Armee dem Gebirge wieder zu, von dem sie erst Tags zuvor so hoffnungsvoll und so siegesgewiß herabgekommen war.

Gegen neun Uhr verhallten die letzten Kanonenschüsse, und um Mittag konnte Friedrich dem Fürsten von Dessau schreiben: „Was ich Ihnen gestern angezeiget, ist heute wahr geworden. So hat die Armée, Cavalerie, Infanterie und Huzaren sich nihmahlen distinguiret. Ihre Granadirs haben viel geliten; die drei Haubtleute mögten wohl toht sein. Dieße Sache ist die beste die ich gesehen habe und die Armée sich surpasiret hat.“

Von dem heldenmüthigen Angriffe der Baireuther Dragoner bemerkte aber der König in seinem Berichte über den Sieg bei Hohenfriedberg: Action inouie dans l'histoire et dont le succès est dû aux généraux Gessler et Schmettau, au colonel Schwerin et au brave major Chasot, dont la valeur et la conduite se sont fait connaître dans trois batailles également.

Wenn Friedrich hier an drei frühere Gefechte erinnert, in denen Chasot sich ausgezeichnet hatte, so sind damit wohl ohne Zweifel die Tage von Mollwitz, Czaslau und Kammerburg gemeint. Dort hatte er bereits Gelegenheit gefunden, seinem Könige zu beweisen, daß er des Ritterschlages würdig sei, durch den er einst im stillen Rheinsberg zum Bayard-Ritter geweiht worden war. Die jüngste That bei Hohenfriedberg aber verdunkelte alles frühere, und, irren wir nicht, so war es gerade diese heiße Kampfesstunde

des 4. Juni, die Friedrich vorschwebte, als er später in seinem Palladion sang:

Parmi ceux-là se distingue la bande
Que l'intrépide et preux Chasot commande,
Tous vieux soldats, dans les combats experts,
Qui, débandés, voltigeant dans la plaine,
Se ralliant plus prompts que les éclairs,
Tous réunis, suivent leur capitaine,
Sur l'ennemi, qui parfois les attend,
Viennent tomber impétueusement,
Et par leurs coups portent la mort certaine.

Und weiter dann:

Muse, dis-moi comment en ces moments
Chasot brilla, faisant voler des têtes,
De maints uhlans faisant de vrais squelettes,
Et des hussards, devant lui s'échappant,
Fendant les uns, les autres transperçant,
Et, maniant sa flamberge tranchante,
Mettait en fuite, et donnait l'épouvante
Aux ennemis effarés et tremblants.
Tel Jupiter est peint armé du foudre,
Et tel Chasot réduit l'uhlan en poudre.

Chasot stand jetzt auf dem Höhenpunkte seines Glückes. Angesichts der ganzen Armee hatte er an einer der ruhmvollsten Waffenthaten Theil genommen und mit dazu beigetragen, durch die völlige Besiegung des Feindes eine Schlacht zu Ende zu führen, von welcher Friedrich selbst sagte, daß „seit der Bataille von Hochstädt nichts Entscheidenderes vorgefallen sei." Zum steten Andenken an jenen Sieg führte Chasot von nun an, ohne Zweifel mit Einwilligung des Königs, in seinem Wappen ein neues

Schild mit dem preußischen Adler, so wie zwei Fahnen mit der Inschrift „H. F.," Hohenfriedberg, und daneben die Zahl 66, zur Erinnerung an die sechs und sechzig Fahnen, welche durch sein Regiment den Oesterreichern abgenommen worden waren. Und noch höhere Ehren wurden ihm, der nun einmal im Siegeslaufe begriffen war, in Aussicht gestellt. Wie es hieß, ging der König mit der Absicht um, ihn zum Chef des Regiments Baireuth zu erheben und dem inzwischen zum General-Major ernannten Otto Martin von Schwerin die Führung einer größeren Truppenabtheilung zu übergeben.

Aber das Glück hat seine Launen, und nur zu bald sollte Chasot von der Unbeständigkeit desselben in bitterster Weise überzeugt werden. In sein von den schönsten Hoffnungen gehobenes Leben drängte sich durch eine Reihe von Zufälligkeiten und unangenehmen Verhältnissen ein an und für sich schon trauriges Ereigniß, dessen Folgen ihn jedoch um so schmerzlicher berühren mußten, weil es ihm eine zeitlang die Gunst seines Königs zu entziehen drohte.

VI.

Am 15. December 1745 hatte die Schlacht bei Kesselsdorf stattgefunden. Was bei Hohenfriedberg begonnen und bei Soor weitergeführt war, wurde hier vollendet. Oesterreich und Sachsen erkannten, daß an eine Fortsetzung des Krieges nicht zu denken sei; beide Mächte zeigten sich jetzt bereit, Frieden zu schließen.

Drei Tage nach der Schlacht hielt Friedrich seinen Einzug in Dresden. Am 25. December wurde dort der Friede unterzeichnet.

Während des Aufenthalts des Königs in der sächsischen Hauptstadt hatte daselbst auch Chasot mit einem Theile des Baireuther Dragoner-Regiments Quartiere bezogen. Die Mannschaften wurden in der Neustadt vertheilt; Chasot selbst wohnte im Brühlschen Garten.

Bei dem Regimente stand damals als Major und Inhaber einer Schwadron ein Pole, Namens Stanislaus von Bronickowsky, ein Mann von hohem Wuchse, kräftigem Körperbau und schönem Aeußern. Er hatte vordem bei zwei verschiedenen Cürassier-Regimentern gestanden, und

war überall bekannt wegen seiner Streitsucht und seines wilden übermüthigen Benehmens, welches ihn schon in viele Duelle verwickelt hatte, aus denen er aber zumeist als Sieger hervorgegangen war. Gegen Alles, was Franzose hieß, hegte er einen unbezwinglichen Haß, weshalb sich wohl zwischen ihm und Chasot von Anfang an kein freundschaftliches Verhältniß hatte bilden können, weil dieser niemals eine rege Theilnahme an den Geschicken seines eigentlichen Vaterlandes verleugnete.

Am 21. December erhielt Chasot den Befehl, eine Anzahl von Geschützen, welche in der Schlacht bei Kesselsdorf und in Dresden erbeutet waren, unter Bedeckung von drei Schwadronen Dragoner an die preußische Grenze schaffen zu lassen. Die Führung dieses Transportes übertrug er dem Major von Bronickowsky. Bereits am Tage zuvor waren Chasot verschiedene Klagen über Unordnungen und Gewaltthätigkeiten zu Ohren gekommen, welche seine Dragoner in Dresden verübt haben sollten. Dies hatte ihn schon im höchsten Grade gereizt und verstimmt. Kaum waren nun jene drei Schwadronen mit den Geschützen ausgerückt, so erhielt Chasot durch einige sächsische Edelleute die Nachricht, daß der Führer dieses Transportes sich verschiedener Erpressungen und anderer gewaltsamer Handlungen schuldig gemacht habe. Augenblicklich wird ein Officier des Regimentes abgeschickt, um dem Major von Bronickowsky den Befehl zur Rückkehr nach Dresden zu überbringen und ihm das Commando abzunehmen. Bronickowsky folgt dem Befehle. In Dresden angelangt, läßt Chasot ihn sofort

verhaften; zugleich erstattet er über den ganzen Vorfall einen Bericht an den König.

Zu wiederholten Malen hatte Friedrich selbst bereits bekannt machen lassen, daß alle Excesse, welche seine Truppen in Feindes Land verübten, aufs strengste bestraft werden sollten. In dem vorliegenden Falle erklärte er sich aber mit den von Chasot getroffenen Maßregeln nicht einverstanden, obgleich dieselben die volle Genehmigung des General-Majors von Schwerin, des Chefs des Regiments, erhalten hatten. Bronickowsky war dem Könige wegen seines kecken und muthigen Auftretens von jeher persönlich angenehm gewesen. Außerdem mochte Friedrich die Officiere des Baireuther Dragoner-Regimentes im Verdacht haben, daß diese den Major von Bronickowsky als einen Eindringling betrachteten, den sie gern „wegbugsiren" wollten.

In dem Argwohne, daß das ganze Verfahren Chasots nur durch dessen Abneigung gegen Bronickowsky hervorgerufen sei, ertheilte der König daher dem General von Schwerin schon nach wenigen Tagen den Befehl, den Major sofort wieder auf freien Fuß zu setzen, und fügte seiner Ordre ausdrücklich die Worte hinzu: „Ihr sollt Euch nicht weiter unterstehen, solchen braven Officier bei Mir unrechtmäßiger Weise zu beschuldigen und werde Ich denselben gewis souteniren."

Das freilich hieß, den übermüthigen Bronickowsky selbst zu der Ansicht bringen, daß Chasot es hier auf eine persönliche Beleidigung abgesehen gehabt habe, und unverhohlen sprach er es nun aus, daß er sich blutig zu rächen gedenke,

sobald das Regiment erst in seine Garnison eingerückt sein würde.

Ueber den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit, welche nachmals so oft und so verschiedenartig wiedererzählt und besprochen worden ist, fehlen uns leider Berichte von gleichzeitigen, unparteiischen Personen. Chasot selbst hat darüber Folgendes aufgezeichnet:

La paix ayant été signée à Dresde le 25 décembre, le régiment de Baireuth dont le général Schwerin reprit alors le commandement se mit en marche et monsieur de Schwerin eut l'attention que l'escadron du major en question ne se trouvât jamais avec le mien dans le même village. Ce ne fut qu'à Pasewalk que ces escadrons ne purent éviter de se rencontrer et même de passer la nuit. C'était la garnison du général et où il y avait toujours quatre escadrons. La mienne était à Treptow sur la Tollensee. Pour y parvenir, il fallait passer par le Mecklembourg et c'était sur cette frontière que le major en question voulait m'immoler à sa vengeance.

Mon escadron prit les devans. Mais je restais avec un seul officier pour assister à un picnic à l'honneur des dames du régiment. Ce jeune et brave officier, nommé monsieur de Pirch, qui avait été page du Roi et qui m'était fort attaché, sachant de quoi j'étais menacé sur la frontière me pria instamment de le garder auprès de moi et de lui permettre d'être mon secondant en cas de besoin.

Le major en question étant de la garnison de Pasewalk voulut aussi être du picnic où il se comporta mal, ne nous entretenant que de ses prouesses, de l'ancienneté de sa famille, de sa force et de tous ceux que sa valeur avait envoyés dormir à l'autre monde, et finissant par insulter toute la compagnie l'un après l'autre, ce qu'il continua jusqu'à minuit. Il me fit l'honneur pendant toute cette fête de me qualifier de Marquis français et de me suivre pour m'inquiéter à toutes les places dans une très-grande salle où je me retirais pour m'entretenir avec des personnes à qui j'avais à parler. Je crus m'en débarasser en lui disant à l'oreille de se tranquilliser jusqu'au lendemain, ce qu'il parut approuver en me laissant tranquille. Mais bientôt s'adressant à M. de Schwerin et s'approchant très-brusquement de lui, je le pris fortement par le bras pour le faire se ressouvenir du respect qu'il devait à son général et que c'était un autre à qui il avait à faire.

Toute la compagnie songea alors à se retirer. Les voitures étaient heureusement déjà rangées devant les croisées de cette salle au rez-de-chaussée et je logeais au premier étage. J'eus l'honneur de donner la main à madame la générale Schwerin et tout le monde s'empressa de sortir de cette salle, où il ne resta que le furieux major.

Je rentrai aussitôt pour lui faire compagnie. Lorsqu'en me demandant si j'étais sorti pour commander mon cercueil, il me porta, à un pas de la porte que j'avais

fermée, un coup de sabre à la tête avant que je pusse tirer le mien pour parer ce coup à la tempe droite, qui fendit d'outre en outre mon chapeau garni d'un point d'Espagne très-fort en argent ce qui diminua la force de ce coup mortel. Je tirai mon sabre avec le fourreau, ce dont les cris des officiers aux fenêtres m'avertirent encore à temps et bientôt le combat fut à mon avantage. Après avoir d'un coup de sabre emporté l'éguillette et parsemé la salle des lambeaux de son uniforme, je n'ambitionnais que la satisfaction de désarmer un homme plus grand et qui se croyait plus fort que moi. Je lui avais déjà fait faire le tour de la salle jusqu'auprès d'un fourneau, où je voulus lui arracher le sabre de la main; mais le pied me glissa et je reçus un coup de pointe dans le bras droit qui perça jusqu'à l'os. La douleur que j'en ressentis m'anima trop contre mon adversaire auquel j'eus le malheur d'enlever le crâne d'un coup de sabre contre la porte, où j'avais reçu ma première blessure et où il tomba roide.

Alors les officiers entrèrent. On emporta le major sans connaissance dans une autre chambre. Je fus pansé après avoir perdu beaucoup de sang de ma blessure à la tête ce qui m'occasionna une faiblesse, mais ne m'empêcha pas de monter dans ma voiture avec monsieur de Pirch et un chirurgien, pour me rendre à ma garnison et de là dans le Mecklembourg.

J'écrivis au Roi et ne lui demandai d'autre grâce que celle, de faire examiner et juger mon affaire avec

toute la sévérité possible, suppliant Sa Majesté de vouloir bien se ressouvenir qu'elle seule avait donné lieu à cette malheureuse affaire.

Der König, der inzwischen bereits durch einen Bericht des Generals Schwerin von dem ganzen Vorfall Kenntniß erhalten hatte, war im höchsten Grade aufgebracht. Beim Empfang der Nachricht soll Friedrich ausgerufen haben: „Ich liebe tapfere Officiere, aber Scharfrichter kann ich in meiner Armee nicht gebrauchen."

Am 14. Januar hatte das Duell stattgefunden. Acht Tage später lebte Bronickowsky noch und die Hoffnung war nicht ganz aufgegeben, ihn zu retten. Unter dem 27. Januar schrieb Friedrich daher an Schwerin: „Ich wünsche, daß der von Bronickowsky glücklich curiret werden möge; sollte er aber an seiner Blessur sterben oder bereits gestorben sein, so sollet Ihr ihn, da er ein braver Officier gewesen, honnet begraben lassen."

Man sieht, der König wandte dieser Angelegenheit und insbesondere dem Schicksale des Majors von Bronickowsky die größte Theilnahme zu. Daneben trat jetzt aber auch sein Verdacht immer deutlicher hervor, als ob wirklich unter den Officieren des Regiments eine Art Complot gegen seinen Günstling im Werke gewesen sei. Denn eigenhändig fügte er jener Ordre an Schwerin folgende Nachschrift hinzu: „Ich will das Verhör von der Sache haben. Den Bronickowsky wollen sie wegbugsiren; wo er stirbt, so schiebe Ich einen Anderen wieder ein, und die Officiere müssen wissen, daß Ich Herr bin, und bei den Regimentern pla-

ciren kann, wer mir beliebet. Das lese Er ihnen Allen vor."

Am 30. Januar endlich meldet Schwerin dem Könige den mittlerweile erfolgten Tod Bronickowskys. Nun verlangt Friedrich immer dringender die Einsendung der Untersuchungs-Acten. Diese gehen denn auch um die Mitte des Monats März nach Berlin ab an das General-Auditoriat, welches als höchstes Kriegsgericht über die Sache entscheiden soll.

Wohl möchte es für die Kenntniß der damaligen Zustände lehrreich sein, dem Gange jener Untersuchung genauer nachzuforschen. Aber die darauf bezüglichen Verhandlungen, welche vor dem General-Auditoriat in dieser Duellsache geführt worden, sind heute nirgend mehr aufzufinden, und auch hier sehen wir uns wiederum einzig und allein auf die Angaben beschränkt, die Chasot uns hinterlassen hat. Dieser nun behauptet, daß er von dem Kriegsgerichte einstimmig freigesprochen worden, daß indeß der König mit jenem Urtheile unzufrieden gewesen sei und kurzweg am Rande desselben eigenhändig verfügt habe: „Für ein Jahr auf die Vestung nach Spandow."

Das war ein harter Schlag für Chasot. Er sah seine Ehre aufs tiefste verletzt und, was ihn noch schmerzlicher berühren mußte, er glaubte sich von seinem Könige, der ihn bis dahin mit Wohlthaten und Freundschaftsbezeugungen überhäuft hatte, plötzlich verkannt und verlassen.

Als Chasot das Urtheil empfing, befand er sich noch auf mecklenburgischem Gebiete. Er hatte nicht eher zu seinem

Regimente zurückkehren wollen, als bis nicht seine Wunde vollständig geheilt und die Untersuchung beendigt sein würde. Jetzt aber, nachdem er den unerwarteten Urtheilsspruch mitgetheilt erhalten hatte, wurde er unschlüssig, ob es überhaupt mit seiner Ehre verträglich sei, noch fernerhin bei seinem Regimente zu bleiben. Es stiegen Pläne in ihm auf, wie sie bereits einmal in seinem Leben, unter fast ähnlichen Verhältnissen, durch jenen unglücklichen Zweikampf im Lager vor Philippsburg in ihm geweckt worden waren. Il fallut donc en passer par là, schreibt er in seinen Memoiren, ou se brouiller avec le Roi.

Einem Fluchtversuche war jedoch inzwischen bereits vom Könige selbst vorgebeugt worden. Friedrich kannte den aufwallenden Charakter Chasots zu gut, als daß er nicht mit Bestimmtheit hätte vorhersehen sollen, zu welchen Entschlüssen diesen das strenge Urtheil vielleicht hinreißen würde. Aber wenn er auch den in seinen Augen Schuldigen hatte strafen wollen, so wollte er doch keineswegs den treuen Freund für immer verlieren. Hier mußte also eine kleine List angewandt werden.

Am 2. April schrieb der König von Potsdam aus an Schwerin: „Mein lieber General-Major von Schwerin. Ich schicke Euch hierbei die in einem Kriegsgericht wider den Major von Chasot gesprochene Sentenz wegen der zwischen ihm und dem entleibten Major von Bronickowsky vorgefallenen Affaire, und sollet Ihr demselben nunmehro schreiben, daß er sich wieder bei dem Regiment einfinden soll, ihm auch zu dem Ende den hierbei kommenden Salvum

Conductum mit zufertigen, wenn er aber bei dem Regiment sich gestellet hat, ihn gleich in Arrest setzen und ihm die Sentenz, die Ich hiermit confirmire, gehörig publiciren und nach Inhalt derselben ihn nach Spandow zur Vestung bringen lassen. Die zu dessen Annehmung daselbsten nöthige Ordre empfanget Ihr gleichfals mit hiebey."

Am 14. Mai gegen Abend fuhr durch die Straßen von Spandau ein mit vier Pferden bespannter Reisewagen, in welchem zwei Officiere vom Dragoner-Regimente Baireuth saßen. Vor einem Gasthofe angelangt, stiegen Beide aus. In dem Einen erkennen wir Chasot; der Andere ist ein Rittmeister von seinem Regimente, welcher ihm zur Begleitung mitgegeben war.

Bereits in den ersten Tagen des April hatte Chasot sich nämlich nach Pasewalk begeben, ob aus freien Stücken oder ob in Folge eines Befehls vom General Schwerin ist ungewiß. Seine Wunde war noch immer nicht geheilt. Durch die wiederholten Aufregungen und durch die Beschwerden der Reise fühlte er sich so sehr angegriffen, daß er fürs Erste nicht daran denken konnte, sich nach Spandau zu verfügen. Schwerin meldete dies dem Könige. Friedrich jedoch blieb unerbittlich. Am 26. April schreibt er an Schwerin: „Ich vernehme aus Eurem Schreiben vom 19. dieses, daß Ihr Meine Ordre wegen des Major von Chasot exequiret; derselbe aber wegen einer schwehren Krankheit bishero dorten angehalten worden. Zu seiner Reyse nach Spandow kommet der Vorspann-Paß à 4 Pferde hierbei. Ich bin Euer wohlaffectionirter König."

Am 13. Mai trat Friedrich eine Badereise nach Pyrmont an. Tags darauf langte Chasot, der inzwischen einige Stärkung gewonnen hatte, wie oben erwähnt, in Spandau an. Am folgenden Morgen gedachte er sich auf die Citadelle zu begeben, um dort seine Gefängnißstrafe anzutreten. Er ahnte nicht, was Alles ihm hier bevorstand. Lassen wir ihn selbst reden.

J'arrivai le soir dans la ville de Spandau, où le régiment du Prince de Prusse, frère du Roi, était en garnison. J'y passai la nuit. Le lendemain à dix heures avant-midi, je montai dans ma voiture pour me rendre à la forteresse, éloignée de quatre cents pas de la ville. J'avais déjà passé un bout de la chaussée et me trouvais à quarante pas du premier pont-levis, lorsque j'aperçus une quantité de chevaux et entendis une voix qui criait à mon cocher d'arrêter. Cette voix était celle de Son Altesse Royale le Prince de Prusse qui mit pied à terre, s'approcha de ma voiture, m'ordonna d'en descendre et de l'accompagner à la forteresse, où il voulait me livrer lui-même au commandant, nommé monsieur de Kleist.

Celui-ci parut étonné de me voir arriver à côté du Prince de Prusse à la tête d'une grande escorte, composée de princes, de généraux et de plusieurs ministres étrangers.

Son Altesse Royale eut la bonté de me mener avec elle sur tout le rempart jusqu'au bel appartement qu'elle m'y avait destiné et dont elle voulut bien elle-même

me mettre en possession. Cet aimable et gracieux Prince me dit alors ce peu de mots qui resteront toujours gravés dans ma mémoire et dans mon coeur: Adieu Chasot, gardez votre bonne humeur, je viendrai vous voir. Les honnêtes gens vous feront compagnie et comme la belle promenade sur le rempart vous donnera à tous de l'appetit, ma cuisine et ma cave en ville né laisseront rien manquer à votre table, quelque nombreuse que soit votre compagnie. Allez vous reposer, faites panser vos blessures et moi, je retourne à Berlin.

Quelle humanité, quelle affabilité et quelle bonté de la part d'un aussi grand Prince!

Le séjour dans la forteresse de Spandau fut par les attentions et les bontés de Son Altesse Royale pour moi un séjour le plus agréable que possible.

Etwa vier Wochen mochte Chasot in seinem Gefängnisse zugebracht haben. Das Urtheil lautete auf ein ganzes Jahr; er konnte also fürs Erste noch nicht daran denken, seine Freiheit wieder zu erlangen.

Inzwischen hatte der König die Cur in Pyrmont beendigt und war am 11. Juni wieder in Potsdam eingetroffen. Eine Menge Regierungsgeschäfte, die während Friedrichs Abwesenheit nicht hatten erledigt werden können, nahmen in den ersten Tagen wahrscheinlich seine ganze Zeit in Anspruch. Kaum aber waren die dringendsten Arbeiten beseitigt, so finden wir den König wieder mit der Angelegenheit seines Freundes beschäftigt, den er bereits seit vielen

Monaten nicht gesehen hatte und den er noch immer in der Haft zu Spandau wußte. War nun eine Sinnesänderung in Friedrich vorgegangen, oder war es im Geheimen von Anfang an seine Absicht gewesen, Chasot durch das strenge auf ein ganzes Jahr lautende Urtheil nur zu schrecken, genug am 17. Juni erließ der König an Schwerin folgende Ordre:

„Ob Ich zwar sonsten niemahlen von denen gesprochenen und confirmirten Krieges-Rechts-Sententzien abgehe, sondern selbige jedesmahl à la rigueur vollstrecken lassen werde, so habe Ich dennoch vor diesesmahl resolvirt, den Major von Chasot, Baireuthschen Regimentes, pure allein wegen seiner im vorigen Kriege erzeigten Bravour und Mir dabey gethanen guten Dienste, zu pardonniren und ihm die noch übrige Zeit seines Vestungs-Arrestes zu erlassen; wie Ich dann denselben auch wiederumb zum Regiment schicken will, wenn Ich denselben zuforderst hier in Potsdam selbst gesprochen haben werde."

Wenige Tage später erhielt der Commandant von Spandau den Befehl, Chasot in Freiheit zu setzen. Dieser begab sich dann, in Folge einer ihm selbst zugegangenen Anweisung, sofort nach Potsdam. Dort sah er seinen König wieder, den Freund, den ein feindliches Geschick ihm nur zu lange entfremdet hatte. Anfangs freilich mochten noch leichte Wolken des Unmuths Friedrichs Stirn umziehen und manches herbe Wort mußte Chasot noch hören, ohne im Stande zu sein, seinen königlichen Herrn ganz davon zu überzeugen, daß nicht eine Laune des Augenblicks,

sondern das Gefühl der Ehre und die Macht der Verhältnisse ihn zu der blutigen That gedrängt hätten. Bald aber wich aus Friedrichs Seele auch das letzte Gefühl von Zorn und Unzufriedenheit; die alte Freundschaft trug den Sieg davon und der ganze Vorfall wurde der Vergessenheit übergeben.

Als der König gegen Ende des Monats Juli seine Inspectionsreise nach Schlesien antrat, erhielt Chasot den ehrenvollen Befehl, ihm dorthin zu folgen. Unter den übrigen Begleitern Friedrichs werden der Prinz Ferdinand, der Bruder des Königs, so wie der Prinz Ferdinand von Braunschweig, die Generale von Borcke und von Winterfeldt, die Obersten von Buddenbrock und von Lentulus, der Adjutant von Lingerfeld und der Geheime Rath Eichel genannt. Die Reise ging über Breslau nach Cosel, Neisse, Strehlen, dann nach Glatz und über Schweidnitz zurück. Am 11. August traf der König wieder in Berlin ein. Einige Tage blieb Chasot noch bei ihm; dann begab er sich zu seinem Regiment zurück.

VII.

Die nächsten Jahre verlebte Chasot zum größten Theile in seiner Garnison zu Treptow an der Tollensee.

Bereits seit dem Jahre 1741 diente unter ihm einer seiner jüngeren Brüder, Gervais Anton von Chasot, der ursprünglich im französischen Heere bei dem Dragoner-Regimente von Harcourt gestanden, dann aber, wahrscheinlich auf Zureden seines Bruders, in preußische Dienste getreten und als Fähnrich bei dem Dragoner-Regimente von Baireuth aufgenommen war. Als solcher hatte er die Schlacht bei Hohenfriedberg mitgemacht, und in dem Ehrendiplom, welches der König wenige Tage nach jenem Treffen dem Regimente verliehen, wird auch der Name dieses jüngeren Chasot aufgeführt.

Alljährlich im Monat Mai vereinigte sich das ganze Regiment auf mehrere Wochen in und bei Pasewalk zu gemeinschaftlichen Uebnungen. Sobald diese beendigt waren, rückte dasselbe in die Umgegend von Stettin oder nach Berlin, wo auch noch andere Truppentheile zusammengezogen wurden und wo der König eine größere Revue abzuhalten

pflegte. Spätestens im Monat Juli kehrten dann die verschiedenen Schwadronen in ihre alten Standquartiere zurück.

Mit der Zeit konnte aber das Leben in der kleinen Garnison den Ansprüchen Chasots nicht genügen. So sehr ihn auch seine Berufsthätigkeit und die Sorge für den Dienst erfüllten, so hatten doch theils der Aufenthalt in Rheinsberg und später am Hofe des Königs, theils die großen Bewegungen der letzten Kriegsjahre seinem Geiste eine Richtung gegeben, welcher die Ruhe und die Einförmigkeit des eigentlichen Garnisonlebens auf die Länge nicht zusagten.

Chasot sah sich daher anderweitig nach Zerstreuungen um, und bald wußte er sich diese in reichem Maße zu verschaffen.

Von Treptow an der Tollense sind es nur wenige Meilen nach Neu-Strelitz. Dort hatte seit dem Jahre 1733 der Herzog Adolph Friedrich III von Mecklenburg-Strelitz, nach dem bereits im Jahre 1712 erfolgten Brande des Residenzschlosses zu Alt-Strelitz, sein neues Hoflager aufgeschlagen, welches seine Gemahlin Sophia Dorothea, eine geborene Prinzessin von Holstein-Plön, durch ihre Lebenslust und Liebenswürdigkeit mit allen Reizen der geselligen Freuden zu umgeben verstand.

Eine besondere Zierde des kleinen Hofes bildete die vortreffliche Capelle, welche die musikliebende Herzogin in jeder Weise zu heben und auszubilden suchte. An der Spitze derselben stand seit dem Jahre 1742 als Concertmeister Johann Christian Hertel, bekannt durch seine Com-

positionen für die Violine, so wie durch seine Leistungen auf dem damals sehr beliebten fünfseitigen Violoncell, der sogenannten Gambe. Das eigentliche Violoncell spielte sein Schwiegersohn Grauel, der später als Kammermusikus in Berlin lebte. Als Violinspieler stand ihm sein Sohn Johann Wilhelm Hertel zur Seite, und vom Jahre 1751 an, der nachmals berühmt gewordene Fasch. „Hofclavirist" war Linike. Außerdem hatte die Herzogin ein für allemal die Mitglieder der Berliner Capelle eingeladen, so oft es ihr Dienst erlaubte, nach Neu-Strelitz herüber zu kommen. Franz Benda pflegte selten ein Jahr verstreichen zu lassen, ohne vor dem herzoglichen Hofe zu spielen.

Dort treffen wir nun unter den fremden Besuchern seit dem Jahre 1746 häufig auch Chasot an, dem es bald gelungen war, sich durch seinen lebhaften Geist, sein ritterliches Wesen und durch seine vielseitigen Talente die Huld und Zuneigung der Herzogin zu gewinnen. Vor Allem mochte diese sich durch die reiche musikalische Bildung des jungen Officiers angezogen fühlen. Denn seit jenen Rheinsberger Tagen, wo Chasot von Friedrich den ersten Unterricht im Flötenspiel erhalten, hatte er keine Gelegenheit verabsäumt, sich in dieser Kunst zu vervollkommnen und sich überhaupt mit dem Wesen der Musik aufs Gründlichste vertraut zu machen. So war es ihm gelungen, nicht nur eine hohe Fertigkeit im Flötenspiele zu erlangen, sondern sich auch ein gediegenes Urtheil in der Musik anzueignen.

Die Früchte dieser Studien aber sollten jetzt am Hofe zu Neu-Strelitz in glänzender Weise zur Anerkennung kommen.

Auf den Wunsch der Herzogin übernahm Chasot die Aufsicht über die fürstliche Capelle und erhielt die Befugniß, dieselbe ganz nach seinem Gutdünken nach allen Seiten hin zu erweitern.

Das war denn, abgesehen von der Verehrung, welche ihn an die hohe Frau fesselte, ein neuer Magnet, der ihn oftmals vermochte, sich aus dem einsamen Treptow an das fürstliche Hoflager zu begeben. Und, wie es heißt, füllte er seine dortige Stellung trefflich aus. Auf Chasots Rath wurde in dem herzoglichen Schlosse ein neuer, geräumiger Musiksaal eingerichtet. Zur Verstärkung des Orchesters stellte er mehrere „junge, wetteifernde, geschickte Leute" an, die „gut mit einander eingespielt wurden." Als Rathgeber stand ihm hierbei der bereits erwähnte talentvolle Sohn des Concertmeisters Hertel, Johann Wilhelm Hertel, zur Seite, der im freundschaftlichsten Verkehr mit Chasot lebte und für diesen ein eigenes Werk schrieb, betitelt: Théorie de la musique, pour servir à l'usage de Monsieur le Chevalier de Chasot.

Auf solche Weise gelang es dem neuen Intendanten, die Capelle immer mehr zu vervollkommnen und in ihr den „wahren esprit d'orchestre" hervorzurufen, welcher sie zu Leistungen befähigte, „die jederzeit die Erwartungen des fremden Kenners übertrafen."

Neben diesen Besuchen in Neu-Strelitz, welche besonders während der Herbstmonate für Chasot eine der angenehmsten Zerstreuungen bildeten, winkten ihm alljährlich mit Beginn des Winters von einer anderen Seite her noch

größere Freuden entgegen. Sobald der Carneval in Berlin eröffnet war, rief ihn regelmäßig eine Einladung Friedrichs an das königliche Hoflager, welches um diese Zeit seinen ganzen Glanz zu entfalten pflegte.

Dort sah Chasot dann in dem bunten Gewühle der Hoffeste oder in den Assembleen der Minister und fremden Diplomaten alle die alten Freunde und Kriegsgenossen wieder, mit denen er durch die großen gemeinschaftlichen Erinnerungen aus den Feldzügen aufs Treuste verbunden war.

Reichen Genuß gewährten ihm daneben die Vorstellungen in dem neuen königlichen Opernhause, wo mit immer steigender Pracht die Meisterwerke eines Graun und Hasse zur Aufführung kamen. Die sämmtlichen Opernsänger und Sängerinnen waren aus Italien. Unter ihnen glänzten abwechselnd Salimbeni, Romani, Bruscolini, Porporino, so wie die Venturini, die Masi und die Astrua. Fast zu jedem Carneval wurden zwei neue Opern von Graun einstudirt. Seit dem Jahre 1744 waren bereits neun „Singspiele" von ihm erschienen: Artaxerxes, Cato in Utica, Alexander und Porus, Lucius Papirius, Hadrian in Syrien, Demophontes, Cajus Fabricius, le feste galanti und Cinna. Den Proben und Vorbereitungen zu einer neuen Oper folgte der König stets mit der größten Aufmerksamkeit, die von den musikliebenden Bewohnern seiner Residenz fast durchgängig getheilt wurde.

Und wenn dann die Generalprobe stattgefunden und der langersehnte Abend da war, zu dem der König die erste öffentliche Aufführung des neuen Meisterwerkes an-

gesetzt hatte, dann gewahrte man deutlich in der ganzen Gesellschaft der Hauptstadt eine gewisse Spaunnng und Unruhe.

Um fünf Uhr pflegte damals das Haus geöffnet zu werden; um sechs Uhr begann die Ouverture oder die einleitende Symphonie. Schon bei Zeiten fuhren an solchen Abenden die prächtigen Equipagen der vornehmen Welt, begleitet zumeist von reitenden Fackelträgern, auf dem Opernhausplatze vor; zwischen durch drängten sich die zahlreichen Fußgänger und die kräftigen „Porteurs" mit ihren schwerfälligen Portechaisen, hinter deren Fenstern man hier und da wohl die blitzenden Edelsteine und gravitätisch-hohen Coiffuren der elegant gekleideten Damen erblicken konnte.

Allmählich füllen sich nun das Parterre, die Foyers und die Logen des hellerleuchteten Opernhauses. Vor dem Eingange zum Parterre sind als Wachen einige Gardes du Corps in ihren weiß-gelben Collets und rothen, silbergestickten Superwesten aufmarschirt, während auf dem Proscenium, rechts und links zu beiden Seiten der Bühne, zwei Grenadiere der Potsdamer Garde mit Gewehr bei Fuß stehen.

In dem Orchesterraume erscheinen inzwischen die einzelnen Mitglieder der Capelle, die um jene Zeit bereits aus etwa dreißig bis vierzig Personen bestand. Das Stimmen der Instrumente beginnt. Mittlerweile hat auch der Capellmeister Graun in seiner weißen Allongen-Perrücke und rothem Mantel am Flügel Platz genommen. Ihm zunächst sitzen zwei Theorbisten, ein Harfenspieler und zwei Violon-

celli, um die sich dann im Halbkreise die übrigen Instrumente gruppiren.

Schon sind auch die Königin, die Königin-Mutter und die Prinzessinnen mit ihren Hofstaaten in der königlichen Mittelloge „la loge des Reines“ eingetroffen. Beim Eintritte der Königin-Mutter haben die in den äußersten Logen des dritten Ranges aufgestellten Trompeter und Pauker der Garde du Corps und des Regiments Gensdarmes den üblichen Tusch geblasen. Auch die sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses sind bereits im Parterre versammelt und haben ihre Plätze vorn beim Orchester eingenommen, wo sich auch der für den König bestimmte Lehnstuhl befindet.

Plötzlich thut sich die Parterrethür neben dem Orchester auf; die Wachen salutiren; im Publicum entsteht ein leises Flüstern; alle Blicke sind der geöffneten Thür zugewandt. Die Majestät erscheint. Wieder wird von den beiden Trompetercorps ein Tusch geblasen. Der König begiebt sich an seinen Platz. Durch das bekannte Fernglas mustert er rasch das ganze Theater. Dann wird dem Capellmeister ein Zeichen gegeben. Friedrich läßt sich auf seinen Sessel nieder, und die Ouverture beginnt.

Eine Graunsche Oper verfehlte selten, die allgemeinste Begeisterung im Publicum hervorzurufen, und mit der lebhaftesten Theilnahme hörte dasselbe der Aufführung des neuen Tonwerkes zu.

Zu wahrhaft stürmischen Beifallsbezeugungen erhob sich aber der Enthusiasmus aller Anwesenden, sobald das Ballet begann und die gefeierte Tänzerin Barbarina auf der Bühne erschien.

Bereits seit dem Jahre 1744 hatte diese Künstlerin durch ihre seltene Schönheit, wie durch die Anmuth ihres Tanzes und durch ihre geistreiche Unterhaltung, einen großen Kreis von Bewunderern und Verehrern in Berlin um sich versammelt. Der Ruf ihres Talentes war schon von Paris, London und Venedig aus, ihr vorangeeilt. Ein ganz besonderes Interesse hatte sie aber, ebenfalls noch vor ihrem Eintreffen in der preußischen Hauptstadt, für sich hervorgerufen durch die abenteuerlichen Umstände, welche mit ihrem Engagement und mit ihrer Abreise von Venedig verknüpft gewesen waren.

Im November 1743 hatte dort der Graf Cataneo im Auftrage des Königs die schöne Signora Barbarina Campanini für die Berliner Bühne engagirt. Ein vorläufiger Contract war von ihr unterschrieben worden, und in Berlin rechnete man sicher darauf, daß sie schon zu Beginn des Carnevals dort eintreffen werde, um die Lücke auszufüllen, welche durch die vor Kurzem erfolgte Verabschiedung der Demoiselle Roland entstanden war. Zum förmlichen Abschlusse des Contractes fehlte nur noch das Anstellungs-Patent, welches von dem Könige selbst unterzeichnet sein mußte und welches der Graf Cataneo täglich erwartete. Inzwischen aber machte die verführerische Tänzerin in Venedig die Bekanntschaft des Lord Stuart de Mackenzie, eines reichen jungen Mannes, der bald eine so heftige Leidenschaft zu ihr faßte, daß er sie zu heirathen beschloß. Plötzlich erklärte nun die Signora dem Grafen Cataneo, daß sie ihre Pläne geändert habe und nicht nach Berlin,

sondern nach London gehen werde. Von dem Engagement wollte sie nichts wissen, da dieses noch nicht durch den König bestätigt sei. Außerdem gab sie vor, daß sie bereits mit dem Lord Stuart vermählt wäre und daß sie ohne dessen Einwilligung gar keinen Contract abschließen könne.

In der höchsten Verzweiflung meldet Cataneo dies nach Berlin. Friedrich, nicht wenig aufgebracht über die Wortbrüchigkeit der launenhaften Italienerin, befiehlt ohne Weiteres dem Grafen, die Vermittelung der venetianischen Republik in dieser Sache zu Hülfe zu nehmen und nöthigenfalls durch Androhung von Zwangsmaßregeln die Signora zur Erfüllung ihres Contractes zu bestimmen. Indeß die ehrwürdige Republik von San Marco hält es für nicht geeignet, sich in eine solche Angelegenheit zu mischen, um so weniger, da der Graf Cataneo keineswegs in officieller Weise als Gesandter der preußischen Majestät bei dem Freistaate beglaubigt ist, sondern hier nur als Privatmann auftritt. Ebenso erfolglos bleiben daher auch seine Versuche, durch den dortigen französischen und spanischen Botschafter etwas zu erreichen. Darüber geht der Carneval zu Ende und Berlin ist noch immer ohne erste Tänzerin.

Aber schon sind von hier aus die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um der Lagunen-Republik zu zeigen, daß der König in dieser Sache kein Haar breit von seinem Vorsatze abweichen werde. Was Cataneo nicht erreicht hatte, das soll jetzt der Graf Dohna, der preußische Gesandte in Wien, durchsetzen. Dieser erhält den Auftrag, dem dortigen venetianischen Botschafter Contarini zu erklären, daß sein Herr

und König von dem Senate der Republik die sofortige Auslieferung der Tänzerin verlange, und als auch hierauf noch keine genügende Antwort erfolgt, erläßt Friedrich sofort den Befehl, die Equipagen des venetianischen Botschafters Capello, welcher gerade von London über Hamburg durch Preußen reisen wollte, mit Beschlag zu belegen und so lange anzuhalten, bis die Republik sich seinem Willen fügen würde.

Das machte Eindruck auf die hohen Herren im Dogenpallaste. Nach kurzer Zeit schon sieht Contarini sich in der Lage, dem Grafen Dohna mitzutheilen, daß es der Republik zum ganz besonderen Vergnügen gereiche, den Wünschen Seiner Majestät zu entsprechen, und daß daher die Signora Barbarina Campanini verhaftet sei.

Damit war viel gewonnen. Nun aber kam es noch darauf an, die Schöne von Venedig nach Berlin zu schaffen und sie von dem Lord zu entfernen, bei dem sich wohl voraussetzen ließ, daß er keine Mittel scheuen werde, um wieder in den Besitz seiner geliebten „Babby" zu gelangen. Hier also mußte die größte Behutsamkeit angewandt werden, und gemeinschaftlich boten der Graf Dohna, so wie der venetianische Senat alle Umsicht und Klugheit auf, um das begonnene Werk glücklich zu Ende zu führen.

Im Dunkel der Nacht wird die stolze Signora, begleitet von ihrer Mutter und einem Kammerdiener, unter starker militairischer Bedeckung aus Venedig fortgeschafft. Ein wohlverschlossener Wagen führt sie bis zu dem österreichischen Grenzorte Palmanova. Dort ist bereits der frühere Haus=

hofmeister des Grafen Dohna, Namens Mayer, ein Mensch von großer Entschlossenheit und erprobter Geschicklichkeit, angelangt, um die Tänzerin in Empfang zu nehmen. Nachdem dieser dem Führer des venetianischen Militärcommandos seine von dem Botschafter Contarini ausgestellte Vollmacht vorgezeigt hat, wird ihm die schöne Gefangene überliefert. Für die Sicherheit ihrer Weiterreise hat er nun allein zu sorgen. Zu diesem Ende sind ihm vom Grafen Dohna die genausten Instructionen mitgegeben. „Er soll suchen," heißt es darin, „die Barbarina auf alle Weise zu flattiren, ihr die Reise bequem zu machen und sie in guten Humeur zu setzen, auch ihr versichern, daß sie in eine schöne Stadt, an einen großen Hof und in eines gnädigen Königs Dienste käme, worin sie alle Ursache vergnügt und zufrieden zu seyn haben wird." Ganz ohne Verlegenheiten lief die Fahrt aber nicht für Mayer ab. In Görz, der ersten Hauptstation, angelangt, findet er zu seinem Schrecken den Lord Stuart vor, der bereits fünf Tage früher mit zahlreicher Dienerschaft dort eingetroffen ist und nun Alles daran setzt, die Geliebte zu befreien. Anfangs verspricht er dem Begleiter „ein schönes Recompens, wenn er ihm gestatten will, eine viertel Stunde mit der Tänzerin zu reden." Aber Mayer läßt sich auf Nichts ein. Als dann der Lord droht, ihn und den Kutscher niederzuschießen, wird die Hülfe des Stadtcommandanten requirirt und Stuart zur Abgabe einer schriftlichen Erklärung gezwungen, wodurch er sich verpflichtet, sofort direct nach Wien zu gehen und die Reisenden nicht weiter zu belästigen.

Ueber diesen ganzen Vorgang erstattet Mayer dem Grafen Dohna genauen Bericht, in dem er freilich nicht verhehlen kann, daß seine „Täntzerin etzliche Tage vor Liebe und Chagrin krank gewesen ist." Jedoch hofft er, sie nun glücklich weiter zu schaffen. Fast gleichzeitig mit jenem Berichte trifft der Lord in Wien ein, meldet sich beim Grafen Dohna, setzt diesem sein ganzes Verhältniß zur Barbarina auseinander und bittet ihn schließlich um einen Paß zur Reise nach Berlin, so wie um eine Empfehlung an den Minister von Podewils, durch dessen Vermittelung der unglückliche Liebhaber zum Könige zu gelangen und von diesem seine angebliche Gattin zurück zu erhalten hofft. Dem Grafen gefällt der junge Mann. Obgleich der diensteifrige Mayer denselben in seinem Berichte als „völlig Rabiat" geschildert hat, so wird der Gesandte durch den Verstand, die feine Bildung und die ganze Erscheinung des Engländers so sehr angezogen, daß er ihm den gewünschten Paß ausstellt und ihn dem Minister, so wie auch dem Könige selbst, anfs Wärmste empfiehlt.

Mit neuem Muthe verläßt nun Stuart die Kaiserstadt, im Stillen hoffend, unterwegs bis Berlin irgendwo mit der Geliebten zusammenzutreffen. Daran war aber nicht zu denken. Um ein solches Zusammentreffen von vornherein unmöglich zu machen, hatte die Tänzerin, auf Anordnung des Grafen Dohna, nicht einmal Wien berühren dürfen, sondern war von Gratz über Preßburg nach Ratibor geschickt und hatte von dort aus einen Weg einschlagen müssen, der von der Reiseroute des Lords weit abführte.

Am 8. Mai endlich langte die Signora in Berlin an. Bereits fünf Tage später tanzte sie im Schloßtheater vor dem Könige und dem gesammten Hofe. Ihr erstes Erscheinen genügte, um Alles, was vorhergegangen war, vergessen zu machen. Friedrich selbst stand an der Spitze ihrer Bewunderer und gab aufs Unzweideutigste seine Verehrung für die so mühsam eroberte Schöne zu erkennen. Mochte daher auch Stuart jetzt in den rührendsten Ausdrücken sein Gnadengesuch an den König richten, ihn mit der Geliebten wieder zu vereinigen, so war dieser doch bereits zu sehr durch ihre Reize gefesselt, als daß er den Bitten des Lords irgendwie hätte Gehör schenken können. Vielmehr ward derselbe bald darauf, wahrscheinlich auf Friedrichs geheimen Befehl, veranlaßt, sich von Berlin zu entfernen; einzelne Briefe, die er noch von Hamburg aus an die Barbarina richtete, wurden von der Polizei unterschlagen und somit schien äußerlich dieses ganze Verhältniß gelöst zu sein. Stuart kehrte nach England zurück und die Signora verfolgte sicheren Schrittes in der preußischen Residenz die von ihr neu betretene Siegeslaufbahn.

Die eigentliche Glanzzeit für die Tänzerin bildete der alljährlich wiederkehrende Carneval. Dann war ihr Haus einer der belebtesten Mittelpunkte der Berliner Gesellschaft, und durch den wachsenden Zufluß von Fremden gewann dann der Kreis ihrer Freunde und Bekannten eine immer größere Ausdehnung.

Zu den Hauptverehrern der gefeierten Künstlerin gehörte auch Chasot, der während seines jedesmaligen Aufent-

haltes in Berlin keine Gelegenheit unbenutzt ließ, ihr seine Huldigungen darzubringen. Er selbst freilich gedenkt in seinen Memoiren mit keinem Worte der Barbarina; aber einer seiner Zeitgenossen, der Abbé Denina, will mit Sicherheit wissen, daß außer dem General Rothenburg und dem Grafen Algarotti stets auch Chasot zu den auserwählten Personen gehört habe, welche Friedrich einzuladen pflegte, wenn nach dem Schlusse der Oper eines jener kleinen Soupers stattfand, die durch die Gegenwart der geistvollen Italienerin in so anmuthiger Weise belebt wurden. Dem Könige scheint es einen besonderen Spaß gemacht zu haben, diese drei Freunde, und zwar vornehmlich Chasot, für die erklärten Liebhaber der Tänzerin auszugeben, obgleich der Letztere standhaft dagegen äußerte, daß er bei der Schönen nur als Gott Mercur fungire. Und selbst später noch, als die Signora bereits die Bühne verlassen hatte, um sich mit dem Sohne des Großkanzlers von Cocceji zu verbinden, ruhte Friedrich nicht, Chasot wegen seiner alten Liebeshändel zu verspotten und fand sich sogar bewogen, ihm ein eigenes „Epître sur la modération dans l'amour“ zu widmen, in welchem er, halb scherzend, halb ernsthaft, im Tone eines Philosophen und väterlichen Freundes, den übermüthigen Chevalier auf alle die Klippen und Gefahren der Liebe aufmerksam zu machen sucht.

Eine wichtige Stelle in der Reihe der Winterfeste nahmen die Redouten ein, welche seit dem Jahre 1743 im Opernhause gegeben zu werden pflegten. An diesen Bällen betheiligte sich nicht nur die ganze Hofgesellschaft

und der Adel, sondern auch der Bürgerstand und das gesammte Personale der Oper und des Ballets. Der Adel erschien dort vorschriftsmäßig in rosafarbenen Dominos, der Bürgerstand mußte „sauber gekleidet" sein, die Sänger und Tänzer blieben gewöhnlich in den Costümen, die sie bei der Aufführung der vorhergegangenen Oper getragen hatten.

In einem der Gemächer des königlichen Schlosses zu Berlin befindet sich ein Portrait Chasots von Antoine Pesne, auf welchem der Maler ihn für den König in der damals üblichen Maskentracht abgebildet hat. Unter dem wallenden rosafarbenen, mit Silber eingefaßten Domino bemerkt man eine bunte in Gold gestickte Weste; zwei weiße coquette Atlasschleifen sind sehr geschickt an der Taille des Dominos angebracht. Auf der Brust glänzt das blau-emaillirte Kreuz des Ordens pour le mérite, dessen schwarzes, weißgerändertes Band den Hals umgiebt. Mit der Rechten hält er eine weiße Maske. Als Kopfbedeckung dient ihm ein weißer, dreieckiger Hut, an dem man ebenfalls eine zierliche weiße Schleife bemerkt. Der ganze Ausdruck des Gesichtes verräth die überschäumende Lebenslust des kecken Franzosen und jene Siegesgewißheit, welche ihn ebenso in das lärmende Getümmel der Redoute und bei dem verstohlenen Gange zu einem Abenteuer begleitete, wie sie ihn auf dem Schlachtfelde begeistert und zu den kühnsten Unternehmungen angetrieben hatte.

Nach dem Schlusse des Carnevals pflegte Chasot dann gewöhnlich in die Einsamkeit seiner Garnison zurückzukehren,

um erst im nächsten Winter sich wieder in der Residenz zu zeigen.

Nur einmal treffen wir ihn dort auch im Sommer an. Es war im Jahre 1750. Die Markgräfin von Baireuth und ihr Gemahl hatten sich zum Besuche am königlichen Hoflager angemeldet. Gleichzeitig mit ihnen gedachten auch die Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, der Markgraf und die Markgräfin von Schwedt, der Erbprinz Adolph Friedrich von Mecklenburg-Strelitz-Mirow, der Fürst Moritz von Dessau, so wie der Erbprinz und die Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt daselbst sich einzufinden. Um die Anwesenheit aller dieser fürstlichen Personen, besonders der Baireuthschen Herrschaften, würdig zu feiern, hatte Friedrich in Potsdam, Charlottenburg und Berlin Vorbereitungen zu den großartigsten Festen treffen lassen, zu denen auch Chasot befohlen worden war.

Schon seit der Mitte des Monats Juli herrschte auf dem Hofmarschall-Amte in Berlin eine ungewöhnliche Thätigkeit. Der alte erfahrene Ober-Ceremonienmeister und Oberst-Kämmerer, Baron Pöllnitz, so wie der Intendant der königlichen Schauspiele, Freiherr von Sweerts, „Directeur des plaisirs du Roi," verwandten ihre ganze Sorgfalt auf die Anordnung aller der Bälle, Concerte, Feuerwerke, Illuminationen und theatralischen Vorstellungen, welche abwechselnd in den drei Residenzen stattfinden sollten. Eine besondere Thätigkeit entwickelte daneben der Ober-Stallmeister, Graf Schaffgotsch, den der König mit den Einrichtungen zu einem Carroussel beauftragt hatte, wie es

seit den Zeiten Ludwigs XIV in keiner europäischen Hauptstadt gesehen worden war und von dem die Majestät wünschte, daß es mit allem nur erdenklichen Glanze ausgeführt würde.

Am 8. August trafen der Markgraf und die Markgräfin von Baireuth in Potsdam ein und in buntem Wechsel folgten sich nun die verschiedenen Festlichkeiten, von denen eine die andere an Pracht zu überbieten schien.

Mit ganz besonderer Spannung sah aber Alles dem Carroussel entgegen, welches zum Dienstag Abend, den 25. August, angesetzt war. In dem Lustgarten vor dem Schlosse zu Berlin sollte dasselbe stattfinden. Dort war ein länglich viereckiger Platz von 360 Fuß Länge und 240 Fuß Breite abgesteckt, an dessen Seiten sich amphitheatralisch die Schaubühnen erhoben.

Die Reiter, von denen das Carroussel aufgeführt werden sollte, waren in vier Quadrillen getheilt, welche sich durch ihre Costüme unterschieden und vier verschiedene Nationen vorstellten. An der Spitze einer jeden stand ein Prinz des königlichen Hauses. Der Prinz von Preußen führte die Quadrille der Römer, der Prinz Heinrich die Carthager, der Prinz Ferdinand die Griechen und der Markgraf Carl die Perser.

Zu der ersten Quadrille gehörten außer dem Prinzen von Preußen der Markgraf Heinrich, der Herzog von Holstein-Beck, der Graf von Lamberg, der Hauptmann von Bredow, so wie der Lieutenant von der Marwitz, Beide vom Regimente Gensdarmes, und endlich Chasot.

Eine kurze Beschreibung des Carroussels hat Letzterer in seinen Memoiren hinterlassen. Dieselbe führt uns lebendig in jene Zeit ein und ist zugleich auch deshalb nicht ohne Interesse, weil die Berichte über dieses Fest damals fast alle Höfe Deutschlands und der Nachbarstaaten beschäftigten.

Le carrousel attira un nombre prodigieux d'étrangers de toutes les nations à Berlin. Bientôt les villes de Prague, Dresde, Leipsic, Nuremberg, Francfort et autres ne purent fournir la quantité suffisante de grosses perles et de pierreries pour les magnifiques habillements des chevaliers, pour les harnois de leurs chevaux, couverts de housses brodées et pendantes jusqu'à terre.

Pour mon costume on m'avait envoyé secrètement de Dresde par le premier danseur, nommé Pitro, une si grande quantité de diamants faux qu'on aurait pu en garnir deux équipages complets. Ces diamants de toute beauté, montés en argent, appartenaient au roi de Pologne et étaient destinés pour le théâtre. Le service qu'on me rendit en me prêtant ces pierreries m'épargna une grande dépense et la peine sans doute inutile d'en chercher partout ailleurs.

Malgré cependant cette grande épargne le compte des dépenses, occasionnées par ce carrousel par un long séjour avec beaucoup de chevaux à Potsdam et à Berlin pour les exercices ou répétitions analogues à cette fête guerrière se montait à onze mille et trois cents écus. L'on ne se trompe certainement pas beau-

coup dans son calcul en faisant monter la dépense des chefs de quadrille surtout celle du Prince de Prusse et du prince Henri à trente-sept et même quarante mille écus pour cette fête, qui fit entrer beaucoup d'argent étranger à Berlin, enrichit plusieurs marchands et artisans et quadrupla les accises.

Le Roi de son côté n'épargna rien pour donner un air de magnificence à la belle place destinée à la fête. Cette place était entourée d'échafauds de cinq à six étages, dont le premier plus large et plus commode que les autres était garni de belles tapisseries qui couvraient des espèces de canapés, tout le plancher et repassaient sur la balustrade pour retomber de l'autre côté jusqu'à terre.

On entrait dans le cirque par quatre arcs de triomphe, désignés par: la porte romaine, la carthaginoise, la grecque et la persanne. La place pour les courses des bagues et pour les autres exercices était séparée au milieu et dans la longueur par d'autres arcs de triomphe, qui entouraient également et distinguaient cette place de tout le reste. L'on ne peut rien imaginer de plus magnifique que tous ces arcs de triomphe pour l'embellissement desquels, le Roi ne voulant rien épargner, l'on trouva le moyen d'y attacher trente mille lampions dans des verres de toutes les couleurs, ce qui dans la nuit la plus obscure, mais sans le moindre air, repandit une telle clarté qu'on aurait pu de cheval apercevoir une épingle noire sur toute l'arène.

Le jour décidé pour la fête, les quadrilles se rassemblèrent sur le soir au grand manège, où chaque chevalier se rendit en voiture et où les sentinelles ne laissèrent entrer personne que les palefreniers et les domestiques des chevaliers.

Le Roi y ayant vu et approuvé tous les équipages et l'arrangement de tout l'ensemble, prit les devans pour se rendre au cirque et pour y voir arriver les quatre nations entre deux rangs de grenadiers, placés depuis le grand manège jusqu'à la porte romaine.

Les quadrilles arrivées au cirque, au bruit des trompettes et timbales, les chevaliers la lance perpendiculaire en main et son talon appuyé sur la pointe du pied, après avoir défilé devant le Roi et toute la cour, se rangèrent tous du même côté, faisant face aux arcs de triomphe à l'autre bout de la place, sous lesquels les bagues étaient suspendues.

Au premier signal donné par un timbalier et huit trompettes les quatre princes du sang, chefs des quadrilles, se mirent en mouvement par une caracole dans la galerie pour entrer dans la lice et y commencer en carrière la course des bagues, retournants par les galeries chacun à sa quadrille d'où au premier signal quatre chevaliers, après la caracole, faisaient la même course des bagues que leurs chefs avaient commencées et retournaient comme eux par les galeries à leurs places.

Le même ordre fut exécuté dans toutes les courses

des bagues, ensuite de la javeline contre la tête de méduse, de l'épée pour la couper et l'enlever ensuite de terre en pleine carrière au bout de l'épée.

Toutes ces courses ne finirent que fort avant dans la nuit, après quoi le Roi et la cour prit les devants pour la maison de l'opéra, où les quadrilles se rendirent éclairés par nombre de flambeaux.

Selon les ordres du Roi chaque prince, chef d'une quadrille, trouva une table de quarante couverts servie dans la grande salle des redoutes. Les chevaliers, chargés de faire les honneurs, avaient invité d'avance, de la part du prince leur chef, les dames et les autres personnes qui devaient être du souper.

Cette superbe salle avec la galerie en haut, qui en fait le tour, et tous les lustres de cristal de roche pendants depuis le platfond jusqu'à dix pieds du plancher, était éclairée par quatre mille bougies. La grande variété de couleurs et d'ornements sur les habits des chevaliers ainsi que sur les galantes parures de quantité de belles femmes formaient le plus beau coup-d'oeil qu'on puisse imaginer.

Am 27. August fand eine Wiederholung des Carroussels statt, aber dieses Mal bei Tage. Die Prinzessin Amalie, die Schwester des Königs, hatte bei beiden Vorstellungen die Preise zu vertheilen.

Voltaire, der, nach einem längeren Aufenthalte in Frankreich, bereits am 10. Juli wieder in Potsdam eingetroffen war und allen den Festlichkeiten beigewohnt hatte, improvisirte

zur Verherrlichung der Kämpfer und der Preisvertheilerin die folgenden Verse:

Jamais ni la Grèce ni Rome
N'eut des jeux si brillants, ni de plus dignes prix.
J'ai vu les fils de Mars sous les traits de Paris
Et Vénus qui donnait la pomme.

Den glänzenden Eindruck aber, den das ganze Fest auf ihn gemacht hatte, giebt ein Schreiben wieder, welches er am 28. August an den Grafen Argental richtete; il n'y a pas moyen, heißt es darin, de tenir au carrousel que je viens .de voir; c'était à la fois le carrousel de Louis XIV, et la fête des lanternes de la Chine. Pas la moindre confusion, nul bruit, tout le monde assis à l'aise, et attentif en silence, comme à Paris à une scène touchante de ces tragédies que je ne verrai plus. On ne peut pas se faire une juste idée de la beauté, de la singularité de ce spectacle. C'est le pays des fées. Voilà ce que fait un seul homme. Ses cinq victoires et la paix de Dresde étaient un bel ornement à ce spectacle.

VIII.

Am 18. Februar 1751 feierte Chasot seinen fünf und dreißigsten Geburtstag.

Wenn er an diesem Tage einen Rückblick auf sein vergangenes Leben warf, so mußte er sich eingestehen, daß für so manche schwere Prüfung, die er durchgemacht, ihm Glück und Freuden in reichster Fülle als Ersatz zu Theil geworden waren. Mit gerechtem Stolze durfte er sich der Freundschaft eines königlichen Herrn rühmen, zu dem bereits ganz Europa staunend und bewundernd hinaufschaute. In der Armee hatte Chasot sich einen ehrenvollen Namen erworben; bereits im September 1750 war er zum Oberst-Lieutenant avancirt bei seinem Dragoner-Regimente, welches unbedingt zu den vorzüglichsten des ganzen Heeres zählte. Daneben hatte er nach allen Seiten hin die angenehmsten freundschaftlichen Beziehungen angeknüpft. Bei den Prinzen des königlichen Hauses war er stets gern gesehen. Genug, es fehlte nichts, um ihm die zweite Heimath, die er in Preußen gefunden, in jeder Hinsicht lieb und werth zu machen.

Von dem Duell mit Bronickowsky war nicht mehr die Rede; Chasot genoß wieder die alte Zuneigung und das volle Vertrauen des Königs. Einen deutlichen Beweis hiervon hatte er unter Anderem im Jahre 1750 erhalten.

Eine der Hauptsorgen Friedrichs war die, seine Armee immer mehr zu vervollkommnen und zu vergrößern; bei jeder Steigerung der Staats-Einkünfte dachte er stets zunächst daran, ob er nicht ein Paar neue Regimenter errichten könne. Hierzu reichte aber die Bevölkerung des eigenen Landes allein nicht hin; in den meisten Fällen sah der König sich genöthigt, entweder seine Werbe-Officiere in die Länder fremder Herren zu schicken, oder diesen letzteren gewisse Summen Geldes zu zahlen, wogegen dieselben die erforderlichen Mannschaften stellen mußten.

So beabsichtigte er im Frühjahr 1750, sich an die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und von Mecklenburg-Strelitz zu wenden, um von ihnen eine bestimmte Anzahl Truppen zu erhalten. Eine Summe von fünfzig bis sechzig tausend Thalern war von dem Könige zu diesem Zwecke ausgesetzt. Es kam nun zunächst darauf an, zu ermitteln, in wie weit die beiden Höfe überhaupt geneigt sein würden, auf die Vorschläge Friedrichs einzugehen und wie viele Mannschaften sie ihm nöthigenfalls überlassen würden.

Um sich hierüber zu vergewissern, sah der König sich nach einer Vertrauensperson um, welche er an jene Höfe schicken könnte. Sein Blick fiel dabei auf Chasot, der theils durch seine militairische Stellung, theils durch seine Be-

kanntschaften in Schwerin und Neustrelitz ganz besonders zu einer solchen Sendung geeignet erschien.

Mitte April erhielt Chasot vom Könige die nöthigen Instructionen und bald darauf trat er seine Reise an.

In Mecklenburg herrschte eben damals eine gewaltige Gährung. Schon seit langen Jahren lag die Ritterschaft mit den Herzögen in heftigen Kämpfen, zu deren Ausgleichung man sich an den Kaiser gewandt hatte. Eine Executions-Armee von hannöverschen und braunschweigischen Truppen war bereits im Jahre 1719 im Namen des Reichsoberhauptes zum Schutze der Gerechtsame der Ritterschaft in Mecklenburg eingerückt, hatte später freilich das Land zum Theil wieder geräumt, war aber doch noch immer im Besitze von acht der schönsten Aemter an der Elbe geblieben, welche der Kurfürst von Hannover nicht eher aufgeben wollte, als bis die von ihm geforderte Kostensumme von etwa zwei Millionen Thalern bezahlt sein würde. Daneben erhob die Ritterschaft unausgesetzt neue Beschwerden gegen die Herzöge, so daß man sich im Jahre 1750 endlich entschloß, die streitigen Fragen vor eine sogenannte Hofcommission zu bringen, die in Wien zusammentrat und auf deren Entscheidung Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinblickte.

Für die Zwecke, welche Chasot bei seiner Sendung zu verfolgen hatte, erschien die Lage der Verhältnisse in Mecklenburg keineswegs günstig. Dessenungeachtet konnte er doch bereits am 10. Mai von Pasewalk aus an Friedrich einen Bericht erstatten, welcher diesem den Beweis lieferte, daß

die Mission nicht ganz erfolglos geblieben war. In dem Eingange jenes Berichtes heißt es: J'ai trouvé l'une et l'autre cour également disposée à entrer dans les vues de Votre Majesté et charmées des propositions que je leur ai fait conformément aux instructions qu'Elle m'a données. Ces deux cours comprennent assez, combien il est de leur intérêt de chercher tous les moyens possibles d'entretenir une bonne harmonie avec Votre Majesté et elles n'attendent que la fin de leur procès pour lui faire connaître les bonnes intentions à cet égard.

An den Abschluß eines förmlichen Vertrages mit den beiden Höfen war dem Könige für den Augenblick noch nicht gelegen. Unter dem 20. Mai schrieb er daher an Chasot: C'est avec bien de la satisfaction que j'ai appris par Votre lettre les bonnes dispositions, où se trouvent les deux cours de Mecklembourg, und fährt dann fort: comme je ne suis pas trop pressé dans le moment présent pour aller d'abord à la conclusion de l'affaire j'aimerais bien que Vous sussiez la traîner par Votre savoir faire un an encore ou un an et demi et continuer tout doucement la négociation, sans y venir à la conclusion.

Indessen war es Chasot nicht vorbehalten, diese Unterhandlungen, die er so glücklich und zur vollen Zufriedenheit seines Königs eingeleitet hatte, zu Ende zu führen. Noch vor Ablauf der von Friedrich anberaumten anderthalb Jahre trat in dem Leben Chasots ein Wendepunkt ein, welcher ihn für immer von Friedrich und überhaupt von Preußen

trennen sollte. Es entstand zwischen Beiden ein abermaliges Mißverhältniß, dessen Ursachen freilich nicht ganz deutlich zu erkennen sind; das aber, so weit wir es zu beurtheilen vermögen, hauptsächlich wohl durch Chasot selbst herbeigeführt ist.

In seinen Memoiren läßt dieser durchblicken, daß der König ihm bei Gelegenheit eines großen Manoeuvres, welches im Monat Mai 1751 bei Tempelhof in der Umgegend von Berlin stattfand, so harte und ungerechte Vorwürfe gemacht habe, daß es ihm unmöglich erschienen sei, noch länger im Dienste zu bleiben. Genauere Nachrichten fehlen über diesen Vorgang. Quiconque n'est pas tout nouveau dans le service prussien, fügt Chasot mit Bitterkeit hinzu, n'ignore pas qu'à chaque grande revue, il y a toujours un ou deux régiments dont le Roi avait résolu de n'être pas content et l'on savait même quinze jours d'avance sur quel régiment ce mécontentement tomberait. Gleichzeitig soll auch der König dem General Schwerin hinter Chasots Rücken in einer für diesen höchst verletzenden Weise sein Mißfallen darüber ausgesprochen haben, daß er so oft das Regiment verlasse, um nach Neustrelitz zu reisen.

Hierzu kamen aber noch Umstände anderer Art.

Nach der Angabe des französischen Gelehrten Dieudonné Thiébault, welcher im Jahre 1765 einen Ruf nach Berlin erhielt, später Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde und dort etwa zwanzig Jahre blieb, soll Chasot einst in übler Laune Folgendes über den König geäußert haben:

Je ne sais quel malheureux guignon poursuit le Roi: mais ce guignon se reproduit dans tout ce que Sa Majesté entreprend ou ordonne. Toujours ses vues sont bonnes, ses plans sont sages, réfléchis et justes; et toujours le succès est nul ou très-imparfait et pourquoi? Toujours pour la même cause! parcequ'il manque un louis à l'exécution! un louis de plus et tout irait à merveille. Son guignon veut que partout il retienne ce maudit louis; et tout se fait mal.

Zum Verständniß dieses leicht hingeworfenen Ausspruches diene hier folgende Bemerkung.

Bei allem äußeren Glücke, welches Chasot zu Theil geworden war, gab es doch einen Punkt, der ihn bisweilen etwas unzufrieden und ärgerlich stimmen mochte. Es war dies der Geldpunkt. Wie es scheint, hatte er von Hause aus nicht viel Vermögen; ganz gelegentlich erfahren wir durch ihn, daß er eine Besitzung bei Caën gehabt, welche nur zehn bis zwölftausend Francs werth gewesen sei. Das jedoch verhinderte ihn, den lustigen Lebemann, keinen Augenblick, in Allem die kostspieligsten Einrichtungen zu treffen und immer neuen Vergnügungen nachzugehen. Und wenn dann die Hülfsquellen erschöpft waren, so hatte er ja Freunde, und insbesondere den königlichen Freund, welche leicht der drohenden Verlegenheit vorbeugen konnten.

Und Friedrich half auch, wo er nur immer helfen konnte. Denn mit sichtlichem Behagen sah er dem sorglosen Treiben dieser unverwüstlichen Natur zu und freute sich stets von Neuem des Frohsinns und der guten Laune

seines Normannen, den ein so glücklicher Zufall ihm zugeführt hatte. Heureux Chasot, ruft er ihm schon in Rheinsberg zu,

Heureux Chasot, que la nature
Daigna partager de son mieux,
Qui n'importunes point les cieux,
Et suis ton instinct sans murmure,
De tes ébats l'ingénuité
Me paraît cent fois préférable
A la farouche austérité
D'un dévot sombre et misérable,
Suivez, Chasot, de vos plaisirs
La carrière pleine de charmes;
Goûtez les jours délicieux
Que voit éclore le bel âge,
Ces moments doux et précieux
D'un bonheur court et trop volage,
Le plus beau présent que des dieux
La main prodigue et toujours sage
A fait à ces terrestres lieux.
Ne regrettez point des richesses
L'avantage vain et trompeur;
L'amour, le vin et vos maîtresses
Sont d'un prix bien supérieur;
Le vrai bonheur de votre vie
Est le contentement de votre coeur.
Chasot, votre heureuse folie
Vaut la sagesse d'un docteur
Dont la triste philosophie,
De cent subtilités munie,
Au sein du berceau de l'erreur
Endort son obscure manie.

Solchen wohlgemeinten Rathschlägen wußte Friedrich in keiner Weise einen besseren Nachdruck zu geben, als dadurch,

daß er eine jede Sorge von seinem Zöglinge fern zu halten und ihm die fehlenden Reichthümer auf alle Art zu ersetzen suchte. Daher die beiden einträglichen Amtshauptmannschaften, die reiche Präbende in Lebus, die glänzende Gage und so manche andere Einnahmen, die Chasot allein der Gnade des Königs zu verdanken hatte. Schon im Jahre 1743 schreibt Voltaire an Mauvillon: Chasot, ce Chasot que Vous avez vu maudissant la destinée doit la bénir; il est major et a un grand escadron qui lui vaut seize mille francs au moins par an.

Aber die Freigebigkeit des Königs hatte auch ihre Grenzen. Als Chasot im Jahre 1749 um ein Grundstück bat, auf dem er sich einen Ruhesitz erbauen wollte, erhielt er von Friedrich folgende Antwort:

J'ai reçu Votre lettre du 6 de ce mois et le détail d'un endroit nommé Neuhauss près de Fürstenberg, où Vous êtes intentionné de Vous faire batir une retraite et que Vous me demandez de Vous accorder selon la taxe. Mais quoique Vous croyiez que cet endroit est un des biens du feu comte de Trotte et qu'il n'appartient point aux domaines, il faut Vous dire que tous ces biens de Trotte y sont insérés depuis long-temps et qu'ainsi l'endroit Neuhauss n'en peut être aliéné sans altérer l'état. Von den Domainen veräußerte Friedrich Nichts.

An die Erwerbung dieses Besitzes mochte aber Chasot große Pläne und Hoffnungen geknüpft haben, so daß die abschlägige Antwort des Königs ihn im höchsten Grade

verstimmte. Er glaubte in dem Benehmen Friedrichs einen Anflug von Engherzigkeit zu erkennen, die seinem eigenen Wesen durchaus widersprach und die ihn zu jener von Thiébault aufbewahrten Aeußerung verleitet haben mag. Monate lang suchte er noch seinen Aerger zu unterdrücken. Als aber nun der Vorfall auf dem Manoeuvre bei Tempelhof noch hinzutrat, ward das Maß seines Unmuthes voll. Er beschloß den Dienst zu verlassen, vorerst jedoch nur um einen längeren Urlaub zu einer Reise nach Frankreich einzukommen.

Sein Gesuch wurde ihm gewährt. Am 26. October 1751 war Chasot zur Abschiedsaudienz beim Könige in Potsdam. Wenige Tage darauf trat er seine Reise an, als deren Zweck er die Wiederherstellung seiner Gesundheit vorschützte. In vertrauteren Kreisen, besonders unter Chasots Landsleuten, den sämmtlichen Franzosen, welche zu der nächsten Umgebung des Königs gehörten, waren jedoch seine eigentlichen Absichten kein Geheimniß mehr. Schon am 14. November schreibt Voltaire der Madame Denis, seiner Nichte: Pour le major Chasot, qui a dû Vous rendre une lettre, il s'était emmaillotté la tête et avait feint une grosse maladie pour avoir permission d'aller à Paris. Il se porte bien celui-là, et si bien qu'il ne reviendra plus. Il avait pris son parti depuis long-temps. Die Uebertreibungen, welche in diesen etwas boshaften Bemerkungen liegen, sind leicht zu erkennen. Dennoch bleibt es merkwürdig, daß auch Voltaire der Ansicht zu sein scheint, daß sein Freund Chasot leicht zum Bleiben zu bewegen

gewesen wäre, wenn Friedrich sich in Bezug auf dessen Finanzpläne nachgiebiger bewiesen hätte. Wenigstens heißt es in einem späteren Briefe an die Madame Denis: Le Roi me disait hier, qu'il m'aurait donné une province pour m'avoir auprès de lui. Apparemment qu'il n'a pas promis de province au chevalier de Chasot. Je suis très-sûr qu'il ne reviendra point. Il est fort mécontent, et il a d'ailleurs des affaires plus agréables.

Etwa sechs Monate verlebte nun Chasot theils in Paris, theils in Caën und dessen Umgegend bei seinen zahlreichen Anverwandten und Freunden, von denen er seit fast achtzehn Jahren getrennt gewesen war. Den Vater hatte er inzwischen verloren, aber die alte Mutter fand er noch am Leben und konnte ihr erzählen von dem fernen Preußenlande, dem schönen Berlin, den blutigen Schlachten, die er mitgemacht, und von dem großen Könige, unter dem er gedient und der erst Jahrs zuvor ihr, der Mutter seines Freundes, sein in Diamanten eingefaßtes Bildniß nebst einem huldvollen Schreiben übersandt hatte, in welchem er ihr dazu Glück gewünscht, daß sie einen solchen Sohn besitze, „un officier aussi brave et aussi universellement estimable."

Im April 1752 nahm Chasot wieder Abschied von den Seinen und von der geliebten Normandie, — „ce vrai pays de cocagne," wie er sie in seinen Memoiren nennt, — um über Brabant und Flandern nach Deutschland zurückzukehren.

Mittlerweile waren in der nächsten Umgebung des Königs

große Veränderungen eingetreten: der ganze Freundeskreis von Ausländern, welchen Friedrich allmählich um sich versammelt hatte und dem auch Chasot angehört, war in vollständiger Auflösung begriffen. Die Einen wurden durch einen unerwarteten Tod abgerufen, die Anderen verließen aus verschiedenen Ursachen rasch nach einander den Hof und kehrten in ihre Heimath zurück. Im November 1751 starb der Arzt de la Mettrie, wie bekannt, an den Folgen eines Gastmahls, welches er bei dem französischen Gesandten, Lord Tyrconnell, eingenommen hatte. Il est mort pour une plaisanterie, en mangeant tout un pâté de faisan, berichtet Friedrich nach Baireuth; il était gai, bon diable, bon médecin et très-mauvais auteur. Wenige Wochen später stirbt der General Graf Rothenburg, der, wenngleich ein Deutscher von Geburt, doch seine erste militairische Bildung in Frankreich genossen, sich dort auch mit der Tochter des General-Lieutenants Marquis de Parabère vermählt und später in Berlin sich vornehmlich zu der französischen Gesellschaft gehalten hatte. Je ne vois que ma douleur, klagt Friedrich der Schwester; toutes mes pensées s'attachent à la perte d'un ami avec lequel j'ai vécu douze ans dans une parfaite amitié. Noch steht der König ganz unter dem schmerzlichen Eindrucke dieses herben Verlustes, als Darget, sein treuer Cabinetssecretair, ihn um seinen Abschied bittet und nach Paris geht, um nicht wieder zu ihm zurückzukehren. Seinem Beispiele folgt bald darauf Algarotti, der seit dem Regierungsantritte des Königs dessen ungetheiltes Vertrauen genossen hatte; auch ihn zieht es in

die Heimath zurück, auch ihn sollte Friedrich nicht wiedersehen. Schon hat auch das Verhältniß des Königs zu Voltaire die mannigfachsten Störungen erlitten; ein ärgerlicher Vorfall nach dem anderen, Voltaires grenzenlose Eifersucht gegen den jungen Dichter d'Arnaud und gegen Maupertuis, sein anstößiger Proceß mit dem Juden Hirschel, die Veröffentlichung der gegen Maupertuis gerichteten, beißenden histoire du docteur Akakia, deren Publication sich der König ausdrücklich verbeten hatte, Alles dieses verletzte Friedrich aufs Tiefste, und schon im December 1751 schreibt er der Markgräfin: Si Vous êtes curieuse de nouvelles je Vous apprendrai, que Voltaire s'est conduit comme un méchant fou, qu'il a attaqué cruellement Maupertuis et qu'il a fait tant de friponneries, que, sans son esprit, qui me séduit encore, j'aurais, en honneur, été obligé de le mettre dehors.

Daneben erlitt der König eben damals noch nach anderen Seiten hin schwere Verluste. Fast gleichzeitig mit Rothenburg starb ihm sein „lieber Polte", der regierende Fürst Leopold von Dessau, einer seiner treusten und bewährtesten Kriegsgenossen. Bald sollte er nun auch den wackeren General Stille betrauern. In Folge aller dieser schmerzlichen Ereignisse verdüsterte sich seine Stimmung mehr und mehr; es bemächtigte sich seiner eine Schwermuth, wie sie früher noch nicht bei ihm zum Vorschein gekommen. Die treue Schwester in Baireuth war während dieser Zeit vielleicht die Einzige, welcher er seinen Kummer aussprechen konnte. Mitten aus den Carnevalsfreuden heraus schreibt

er ihr: Je roule dans ma tête le moyen de me sauver à Potsdam, où je suis plus à moi-même et où je puis être mélancolique sans que personne y trouve à redire. In einem anderen Schreiben dankt er der Markgräfin für die ihm bewiesene Theilnahme: Il est toujours bien doux pour moi de trouver dans Votre compassion et dans Votre sensibilité un soulagement que je ne puis espérer ici de presque personne. Je Vous l'avoue, ma chère soeur, la plupart du monde, insensible ou indifférent, trouve l'amitié et les regrets ridicules; cela oblige à des contraintes qui sont d'autant plus insupportables, qu'on s'en fait quelques reproches à soi-même. J'étudie beaucoup, et cela me soulage réellement; mais lorsque mon esprit fait des retours sur les temps passés, alors les plaies du coeur se rouvrent et je regrette inutilement les pertes que j'ai faites.

Und wohl war der Kreis der alten Freunde und Bekannten bereits nach allen Seiten hin gelichtet. Suhm, Camas, Senning, Truchses, Jordan, Keyserling, Manteuffel, sie waren schon Alle heimgegangen. Von den eigentlichen Rheinsberger Genossen lebten nur noch Knobelsdorff und Chasot. Aber mit Knobelsdorff war der König seit Langem zerfallen, und bald sollte er nun auch Chasot, den Letzten aus der alten glücklichen Zeit, verlieren.

Die Reise nach Frankreich hatte in Chasots Plänen nichts geändert; er blieb bei der Absicht, den preußischen Dienst zu verlassen. Noch während seines Aufenthaltes in der Normandie hatte der König von diesem Vorhaben

Kenntniß erhalten. Der Weg, auf welchem jene Nachricht an ihn gelangte, war freilich eigenthümlicher Art. Wie Chasot selbst erzählt, richtete nämlich Ludwig XV von Frankreich ein Schreiben an Friedrich, worin er diesem mittheilte, daß der traurige Gesundheitszustand Chasots, nach der Ansicht der Pariser Aerzte, dem Letzteren nicht gestatte, weiter zu dienen, weshalb er es für angemessen erachte, ihn davon zu dispensiren, „qu'il trouvait convenable de m'en dispenser." Le roi de France, fährt Chasot ganz unbefangen fort, crut pouvoir accorder lui-même la démission à un gentilhomme français, qui avait servi avec honneur et avec Son approbation Sa Majesté prussienne, sans que ce Français eût besoin de donner un revers qu'il ne voulait entrer dans aucun autre service. Jedenfalls eine Auffassung des Unterthanen-Verhältnisses und der militairischdienstlichen Stellung, welche mit unseren Begriffen darüber nicht in Einklang zu bringen ist.

In wie weit Chasot um den Inhalt dieses Schreibens gewußt hat, läßt er im Dunkeln. Friedrich aber, verstimmt wie er schon war, gerieth bei Empfang desselben in die heftigste Aufregung. Noch im Laufe des Jahres 1752 — nach Einigen bereits im Monat Februar, nach Anderen erst im September — erhielt Chasot seinen Abschied. Zugleich wurden ihm die beiden Amtshauptmannschaften von Cöslin und Plettenberg, so wie auch die Präbende in Lebus entzogen. An die „Berliner Nachrichten" erging ein Allerhöchster Befehl, der Verabschiedung Chasots mit keinem Worte zu gedenken.

Und eine noch bei Weitem empfindlichere Kränkung stand diesem späterhin bevor.

In der ursprünglichen Ausarbeitung der histoire de mon temps, welche der König bereits im Jahre 1746 vollendet hatte, war Chasots Name an zwei verschiedenen Stellen genannt worden: einmal bei Erwähnung des für ihn unglücklichen Scharmützels bei Marschendorf, wo er achtzig Leute eingebüßt; vorher aber bei Gelegenheit der Darstellung der Schlacht von Hohenfriedberg und des Angriffes der Baireuther Dragoner, von dem Friedrich in jenem Werke schreibt: Un fait aussi rare, aussi glorieux, mérite d'être écrit en lettres d'or dans les fastes prussiens. Le général Schwerin, le major Chasot et beaucoup d'officiers s'y firent un nom immortel.

So lautete die Stelle vor dem Jahre 1752. Jetzt aber erschien dem Könige Chasots Name dort überflüssig. Bei der Umarbeitung des Werkes, welche Friedrich im Jahre 1775 vollendete, blieb daher an dieser Stelle sein Name weg. Die Worte über das Gefecht bei Marschendorf ließ der König hingegen unverändert stehen. Nach dieser Redaction vom Jahre 1775 ist später die histoire de mon temps veröffentlicht worden.

Ob Chasot vor seinem Weggange aus Preußen noch einmal sein Regiment wiedergesehen, wissen wir nicht. Aber vergessen ist dort sein Name nicht.

Gegenwärtig noch hat das zweite Cürassier-Regiment, welches, wie oben bereits bemerkt worden, aus dem Baireuther Dragoner-Regimente hervorgegangen ist, seine Gar-

nison in Pasewalk. Dort in dem Officier-Speisesaale hängen noch heute, neben dem in Lebensgröße ausgeführten Portrait des Generals Schwerin, die Brustbilder von achtzehn Officieren der ehemaligen Baireuther Dragoner. Dort sieht man die Majore von Jürgas und von Düring, die Rittmeister von Quast, von Perband, von Vogel, von Chambaud, von Schulenburg und von Seelhorst, die Lieutenants von Rahden, von Stülpnagel, von Diezelsky, von Reesdorf, von Borck, Graf von Mellin, von Phul, Pfeiffer und den Fähnrich von Rüdingfels. Sie sind sämmtlich in der alten, weißen, golдgestickten Uniform abgebildet, in welcher sie die Schlacht von Hohenfriedberg mitgemacht. Hier, mitten unter seinen treuen Kameraden, hängt auch heute noch Franciscus Isaak von Chasot.

Zusammen mit ihm schied aus dem Regimente sein Bruder Gervais Anton, der erst vor Kurzem zum Lieutenant avancirt war. Dieser wandte sich nach Neu-Strelitz, wurde dort Kammerjunker, heirathete später eine Hofdame der Herzogin, ein Fräulein von Behme, und starb daselbst ohne Nachkommen um das Jahr 1770.

Franz Isaak aber führte das Schicksal nach der alten kaiserlichen freien Reichsstadt Lübeck.

IX.

Bei dem Namen Lübeck wird wohl ein Jeder unwillkürlich an die glänzenden und thatenvollen Zeiten der Hansa erinnert, an jenen mächtigen Städtebund mit seinen reichen Kaufmannschaften und weitverzweigten Handelsverbindungen in der „Ostersee und Westersee“, mit seinen blühenden „Contoren,“ Factoreien und Colonieen, seinen wohlbemannten Handelsflotten und Kriegsgeschwadern, seinem Unternehmungsgeiste und seinem stolzem Selbstgefühle, welches ihn befähigte, Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über die baltischen Gewässer zu führen und zugleich auf die Geschicke des skandinavischen Nordens einen allgebietenden Einfluß auszuüben.

An der Spitze dieses Bundes stand seit dem ersten Beginnen desselben die freie Reichsstadt Lübeck. Dort traten für gewöhnlich die Abgeordneten der Hansa zur Tagefahrt zusammen, um über ihre inneren und äußeren Angelegenheiten sich zu berathen. Dort fielen die gewichtigen Entscheidungen über Krieg und Frieden mit den Nachbarstaaten. Dort war für mehr als fünfzig Ostseestädte der

Oberhof, an den dieselben in streitigen Fällen appellirten und dessen Urtheilen sie sich gefügig unterordneten. Lübecker Rathsherren und Bürger waren es zumeist, die bald im Namen des Bundes mit den auswärtigen Mächten unterhandelten, bald als Hauptleute an der Spitze der hansischen Orlogsflotten glänzten, und rühmend berichtet schon der staatenkundige Aeneas Sylvius Piccolomini im funfzehnten Jahrhunderte von der kühnen Travenstadt: „ihr Reichthum und ihr Ansehen seien so gewaltig, daß drei große Länder, Schweden, Dänemark und Norwegen, auf ihren Wink gewohnt wären, Könige anzunehmen und abzusetzen."

Diese Glorie Lübecks war freilich im achtzehnten Jahrhunderte zum größten Theile geschwunden. Innere und äußere Verhältnisse hatten allmählich die Macht der Hansa geschwächt. Eine Stadt nach der anderen war abgefallen. Schon seit dem Jahre 1669 hatte keine Tagefahrt mehr stattgefunden.

Indeß zählte das „durchlauchtige und kaiserliche" Lübeck noch immer zu den ersten Städten Deutschlands. Hatte es auch von seiner politischen Bedeutung verloren, so war doch der Glanz des Reichthums und der mercantilen Tüchtigkeit von seiner Börse nicht gewichen und immer noch war seine Flagge in allen Ostseestädten, wie in den Hafenplätzen Skandinaviens, Englands, Frankreichs und der Niederlande hochgeehrt und wohlgelitten.

Daneben blieb Lübeck nach wie vor der Haupthafen für alle die Reisenden hohen und niederen Standes, welche jährlich von Deutschland aus nach Livland, Petersburg, nach Dänemark und Schweden zogen, oder sich von dort

nach dem Süden zurückbegaben, und gern verweilte dann der Fremde in der alten gastfreien Reichsstadt, die mit ihren stolzen, hochgetreppten Giebeln, ihren prächtigen Kirchen und majestätisch-ragenden Thürmen, ihrem ehrwürdigen Rathhause, ihrem Arsenale und Zeughause, ihren Wällen, Brücken und finsteren Festungsthoren einen Jeden an die großen Zeiten der Vergangenheit erinnerten, wo Lübeck als das Haupt der Hansa alle nordischen Lande und Meere mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllte.

Einen nicht unwichtigen Theil der städtischen Bevölkerung bildeten neben den vornehmen Rathsfamilien und den reichen Kaufmannsgeschlechtern die Mitglieder des „hochwürdigen" Domcapitels, deren Zahl sich in Allem auf dreißig belief, und die fast sämmtlich dem benachbarten holsteinschen, schleswigschen, lauenburgschen, mecklenburgschen, braunschweigschen und westphälischen Adel angehörten. Am häufigsten finden sich in den Listen der Domherren die Reventlow, die Ahlefeldt, die Brömsen, die Rumohr, die Clausenheim, die Bassewitz, die Plessen, die Wickede, die Wedderkop, die Liliencron und die Brockdorf genannt. Die Bischöfe selbst waren bereits seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts immer aus dem Hause der Herzöge von Holstein-Gottorp hervorgegangen. Diese residirten in dem nahe gelegenen Eutin, die Mehrzahl der eigentlichen Domherren aber, die nicht etwa durch den Hofdienst oder durch Staatsämter an ihre Heimath gebunden waren, hatten ihr ständiges Quartier in den Domcurien zu Lübeck und verzehrten dort in aller Behaglichkeit ihre Pfründen.

Denn für die Freuden der Geselligkeit war von jeher aufs Beste in der alten Hansestadt gesorgt, und der Kaufherr, der hier so gute Gelegenheit fand, sich Reichthümer zu erwerben, hielt es auch für seine Pflicht, sich sein Leben so angenehm wie möglich einzurichten. Bald gab es da Schauspiele oder Singspiele, bald Concerte, die theils in der Börse, theils in der Marienkirche stattfanden, bald eine „Lustfahrt" auf der Trave, bald Schmausereien auf der Lachswehr oder auf der Schafferey oder in den ehrwürdigen Gewölben des Rathskellers. Auch von den Gastmahlen in der „Kramer-Compagnie" war viel die Rede, wie von den festlichen Gelagen der „Junker-Compagnie," der ehemaligen Zirkelbrüderschaft, jener vornehmen alten Verbindung, deren Mitglieder noch im Jahre 1778 vom Kaiser Joseph II eine Bestätigung ihrer Privilegien erhielten, wonach sie „von mehreren Jahrhunderten her adelige Freiheit und Gerechtsame genossen und in Turnier- und Ritterspielen, hohen geistlichen Stiftern und ritterlichen Orden ohne Jemandes Widerrede, wie alle anderen des heiligen römischen Reichs rittermäßige Personen, fähig sein sollten."

Diese Stadt nun war es, die Chasot sich jetzt zu seinem Aufenthalte wählte. Was ihn gerade dorthin führte, läßt sich nicht mit voller Sicherheit angeben. Irren wir aber nicht, so wurde er zu dieser Wahl hauptsächlich durch seine Gönnerin, die Herzogin Sophie Dorothea von Mecklenburg-Strelitz, vermocht.

Am 11. December 1752 war nämlich der Gemahl derselben, der Herzog Adolph Friedrich III, gestorben. Wenige

Monate nach dessen Tode verließ die Herzogin Neustrelitz und begab sich nach Schwerin, um fortan dort oder in dem nahe gelegenen Kleinau, dem jetzigen Ludwigslust, zu leben. Zu dem engeren Freundeskreise der hohen Frau gehörte bereits seit einer Reihe von Jahren Chasot, der ihr bei näherer Bekanntschaft immer lieber geworden war. Um nun wo möglich in der Nähe der Herzogin zu bleiben, sah sich Chasot, der eben damals seine Stellung in Preußen aufgegeben, nach einem Wohnsitze um, der nicht allzuweit von dem neuen Aufenthaltsorte seiner fürstlichen Gönnerin entfernt wäre. Hierzu erschien ihm Lübeck gerade geeignet. Das ganze dortige Leben, so wie die liebliche Lage des Ortes zogen ihn an, und da er schon lange den Wunsch nach einem ländlichen Besitze gehegt hatte, so trat er im Jahre 1754 in Unterhandlung mit dem Eigenthümer des sogenannten „Ackerhofes," eines ganz in der Nähe Lübecks an der Wakenitz gelegenen Gehöftes, von wo aus man einen der reizendsten Blicke auf die Stadt und die Umgegend genießt. Dort beschloß er sich niederzulassen.

In der Lübecker Bürgermatrikel wird unter dem 20. Juni 1754 als „zum Bürger angenommen" aufgeführt: Herr Obrist-Lieutenant François de Chasot, Herr vom Ackerhoffe. Das Bürgergeld ist zwanzig Thaler. Zeugen sind Jochim Peters und Johann Christoph Weigel."

So wurde der edle Ritter aus der Normandie jetzt plötzlich Bürger einer freien deutschen Reichsstadt. Die Verhältnisse, in die er hier eintrat, waren ihm durchaus fremd; bei der leichten Auffassung, die jedoch Chasot für

Alles hatte, gelang es ihm bald, sich auch dieser neuen Umgebung vollständig anzupassen, und binnen Kurzem stand er auch hier mit den verschiedensten Familienkreisen in den engsten Beziehungen.

Die vornehmste Sorge verwandte er von Anfang an auf die Einrichtung und Verschönerung seiner neuen Besitzung, die bereits nicht mehr Ackerhof hieß, sondern von ihm den schöner klingenden Namen Marly erhalten hatte. Dort wurde nun unabläßig gebaut und gepflanzt. Bald umgaben die geschmackvollsten Anlagen das neue elegante Wohnhaus, das Jedem eine gastliche Aufnahme gewährte. Zahlreich fanden sich dort die neuen Freunde und Bekannten Chasots ein, dem, als tüchtigem Kriegsmanne und einstigem Genossen des großen Preußenkönigs, Alle mit schuldiger Ehrfurcht begegneten, und bald erschloß sich wieder die heiterste Zukunft seinen Blicken.

Einen deutlichen Beweis des Vertrauens und der Zuneigung seiner Mitbürger erhielt Chasot im Jahre 1759, als der damalige Commandant von Lübeck starb und es sich nun um die Wiederbesetzung seiner Stelle handelte.

Die Stadt Lübeck unterhielt um jene Zeit etwa fünfhundert Mann Infanterie und die für die Besatzung der Festungswerke erforderliche Artillerie. Das Fußvolk theilte sich in vier Musketier-Compagnien und eine Grenadier-Compagnie. Die Uniform desselben bestand in einem rothen Rocke mit weißen Aufschlägen, weißen Beinkleidern und schwarzen Stiefeletten. Die Musketiere trugen, wie bei der preußischen Armee, dreieckige schwarze Hüte, während

die Grenadiere spitze Mützen hatten, hinten von rothem Tuche, vorn von Messingblech mit dem Lübecker Adler. Die Artillerie war grün uniformirt; die Constabler trugen ein großes braunes Schurzfell.

Die Verwaltung der Angelegenheiten der Infanterie lag zweien Mitgliedern des Senats ob, den sogenannten „Kriegscommissarien." Daneben bestand im Senate eine zweite Commission „der Herren der Artillerie." Den Oberbefehl über die Truppen führte der Stadtcommandant, welcher den Rang eines Obersten hatte.

Am 17. August 1759 starb der Oberst Detlef von Bradtke, welcher längere Zeit den Posten des Commandanten inne gehabt. Da diese Stellung mit einem nicht unbedeutenden Gehalte verbunden war, so fehlte es auch nicht an Bewerbern. Aus fast sämmtlichen Nachbarstaaten liefen beim Lübecker Senate Gesuche ein, zumeist von hochgestellten Officieren, welche zugleich Empfehlungsschreiben von fürstlichen Personen oder einflußreichen Militairs beibrachten.

Indeß blieben alle jene Bewerbungen unberücksichtigt, da auch Chasot sich zu der Commandantenstelle gemeldet hatte und dieser, in Betracht seiner militairischen Vergangenheit und seiner ganzen Persönlichkeit, dem Senate von vornherein für jenen Posten durchaus geeignet erschien.

Man hat späterhin oftmals behauptet, daß Chasot bei dieser Gelegenheit durch ein eigenhändiges Schreiben Friedrichs des Großen dem Lübecker Senate empfohlen worden sei. Indeß findet sich auf dem Archive zu Lübeck kein einziges derartiges Schriftstück, vielmehr sagt Chasot in der

Eingabe, welche er an den Senat richtete, ausdrücklich, daß es „von seiner Denkungsarth weit entfernt sey, seine Wünsche durch hohe Empfehlungsschreiben unterstützen zu lassen."

Am 19. October bereits wurde Chasot zum Obersten und Commandanten der Stadt ernannt. Sieben Tage später fand seine Vereidigung vor dem hohen Senate statt. Demnächst wurde er durch die Herren Kriegscommissarien der Garnison und der Artillerie vorgestellt. Als besondere Auszeichnung bewilligte ihm der Senat das Recht, vor der Wohnung, welche er jetzt in der Stadt selbst bezog, „zwei Schildwachen zu haben, von denen aber," wie besonders ausbedungen wurde, „die Eine des Nachts abgehen sollte."

Durch den Eintritt in diese Stellung und die damit verbundene Thätigkeit, welche in jeder Hinsicht den Neigungen Chasots zusagte, gewann dessen Leben einen neuen, festen Halt, und mit dem ganzen Eifer des alten, gedienten Soldaten gab er sich dem ihm in ehrenvollster Weise zu Theil gewordenen Berufe hin.

Dabei blieb ihm Muße genug, um seiner Liebhaberei für die landwirthschaftlichen Beschäftigungen in unveränderter Weise nachzugehen. Immer mehr gewannen die kostbaren „Plantagen" auf seinem Marly an Ausdehnung. In üppiger Pracht gediehen dort die seltensten ausländischen Blumen und Fruchtbäume in dem von ihm angelegten Treibhause und an den sonnigen Spaliers. Sechs große Teiche lieferten die schönsten Fische zu seinen Mahlzeiten, und nicht wenig that der Herr Oberst sich zu Gute auf

seinen „Perdrigon“ und seine „Reine Claude,“ die er mit eigener Hand gepflanzt.

Ein Leben neuer Art zog aber dort auf Marly mit dem Jahre 1760 ein, um für die nächste Zukunft über Chasots Häuslichkeit eine Ruhe und ein inneres Behagen zu verbreiten, wie er es bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Seit dem Frühjahre 1759 hielt sich in Lübeck ein italienischer Künstler auf, Namens Stefano Torelli, der von dem Senate den Auftrag erhalten hatte, den Audienzsaal in dem dortigen Rathhause mit allegorischen Wandgemälden auszuschmücken.

Ueber die Herkunft und die Schicksale dieses Künstlers, dessen Werke allgemeine Anerkennung fanden, gingen verschiedene dunkle Gerüchte. Nach der Angabe der Einen war er der Sohn des Malers Felice Torelli aus Bologna, hatte sich früh unter Anleitung desselben der Malerei gewidmet, war später nach Rom gegangen und hatte hier die Bekanntschaft des Kurfürsten Augusts III von Sachsen gemacht, der ihn dann bewog, an seinen Hof nach Dresden zu kommen. Dort hatte Stefano, wie man wußte, sich viele Jahre aufgehalten und war theils durch den Kurfürsten, theils durch verschiedene sächsische Große beschäftigt worden. Andere wollten in Erfahrung gebracht haben, daß dieser Italiener, der sich doch immer einfach „Stefano Torelli“ nannte, jenem alten berühmten Geschlechte der Torelli, Grafen von Guastalla und Montechiarugolo, angehörte, von denen einst Josef Salinguerra V, nachdem er durch den tyrannischen Herzog Ranucius I, Farnese von Parma, seiner

Güter beraubt worden, sich nach Polen geflüchtet hatte, dort durch die Heirath mit Sophia Poniatow, der Erbin des reichen Lehns Poniatow, in dessen Besitz gelangt und auf diese Art der Stifter des Hauses Ciolek-Poniatowski geworden sein sollte, aus welchem späterhin der König Stanislaus Poniatowski hervorgegangen ist. Ciolek bedeutet nämlich zufällig im Polnischen „Stier" und sollte die Uebersetzung des Namens Torelli sein; außerdem führen zwar die Poniatowskis wie auch die Torellis einen Stier in ihrem Wappen, aber der Torellische Stier steht aufrecht, während der Poniatowskische schreitet.

Was nun die Uebersiedelung des Stefano Torelli nach Deutschland anbetraf, so sollte dieselbe dadurch herbeigeführt worden sein, daß er einen hochgestellten italienischen Geistlichen, mit dem er zufällig in Wortwechsel gerathen war, in der Hitze des Streites durch einen Messerstich tödtlich verwundet hatte, in Folge dessen landesflüchtig geworden und so, nach manchen Irrfahrten, endlich auch nach Dresden gelangt war, wo er sich dann der Malerei hatte zuwenden müssen, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Solche und andere geheimnißvolle Sagen umgaben die Person Stefanos. Was aber noch eine besondere Theilnahme für ihn erregte, war die bald nach seiner Ankunft in Lübeck allgemein verbreitete Kunde von der wunderbaren Schönheit und dem bezaubernden Gesange seiner einzigen Tochter Camilla, die früh ihre Mutter verloren und die der Vater bei seiner Abreise von Dresden daselbst der Sorge einer Anverwandten übergeben hatte. Das Bildniß

dieses damals sechzehnjährigen Mädchens war auf eine goldene Tabacksdose angebracht, welche Stefano stets mit sich führte.

Einst nun, so wird erzählt, fanden sich Chasot und Torelli in Lübeck bei einem Gastmahle zusammen. Während der Tafel wurde Stefano aufgefordert, seine Tabacksdose zu zeigen, und bald machte dieselbe die Runde unter den Gästen. So gelangte sie auch an Chasot. Als dieser das Portrait der schönen Camilla erblickte, wurde er plötzlich nachdenkend. Lange betrachtete er sinnend die edlen Züge, und gab dann, ohne ein Wort zu sagen, die Dose seinem Nachbar. Nachdem die Tafel beendet war, wandte Chasot sich an Torelli und bat diesen, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen. Dort erklärte er ihm unumwunden, daß das Bildniß seiner Tochter einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, daß er sie kennen lernen müsse und daß es sein sehnlichster Wunsch sei, sie zu besitzen. Stefano, überrascht durch diese Erklärung, wußte anfangs nicht, was er darauf erwiedern sollte. Endlich aber zeigte er sich bereit, Camilla nach Lübeck kommen zu lassen, damit sie selbst über diesen Antrag entscheide. Noch am nämlichen Abende schrieb Stefano seiner Tochter nach Dresden, sich zur Abreise bereit zu machen.

Ganz Sachsen war damals ein großes Kriegslager. Schon seit dem Frühjahre 1760 standen sich Friedrich und Daun einander wohlgerüstet gegenüber. Alle Straßen wimmelten von Truppenzügen der feindlichen Armeen. Das aber durfte für Chasot kein Hinderniß sein, Camilla zu

sehen. Sofort schrieb er dem Könige, daß er die Absicht habe, sich zu vermählen. Zu einer oberflächlichen Aussöhnung mit Chasot hatte Friedrich bereits im Jahre 1755 die Hand geboten und ihm auf seine wiederholten Gesuche eine Audienz gewährt, wodurch wenigstens äußerlich das Verhältniß zwischen ihnen wieder ausgeglichen war. Chasot trug daher jetzt kein Bedenken, den König zu bitten, daß er sich des jungen Mädchens annehme und dafür sorge, daß sie ungefährdet durch das Lager käme; Camilla werde sich selbst bei ihm melden, um sich seinem hohen Schutze anzuempfehlen.

Es mochte in den letzten Tagen des Monats Juni sein, als Stefanos Brief an seine Tochter in Dresden anlangte. Sogleich nach Empfang desselben trifft die an den strengsten Gehorsam gewöhnte Camilla die nöthigen Anstalten zu ihrer Abreise. In Begleitung einer älteren, ihr bekannten Dame verläßt sie Dresden und reist, der Weisung ihres Vaters gemäß, geradezu nach dem Hauptquartiere des Königs. Friedrich, der inzwischen Chasots Brief erhalten hatte, empfängt die schöne Fremde in einem Bauernhause. Camilla hat dieses Zusammentreffen mit dem großen Könige nachmals ihren Kindern und Enkeln häufig geschildert. Friedrich stand mit der einen Hand an einen Tisch gelehnt, mit der anderen Chasots Brief haltend. Als Camilla in die Stube trat, sah der König sie lange mit forschendem Blicke an. Endlich fragte er, ob sie sich nicht gefürchtet habe, zu ihm ins Lager zu kommen? „Der Vater hat es befohlen und ich bin gegangen," antwortete Camilla. Den König

überraschte diese Antwort; sein Interesse für das muthige Mädchen war deutlich in seinem großen schönen Auge zu lesen. Aufs Freundlichste unterhielt er sich nun lange Zeit mit seiner jungen Schutzbefohlenen. Wohlmeinend rieth er ihr, alles Geschmeide abzuthun und zu verbergen, um nicht die Raubsucht der zügellosen Banden zu reizen, welche das Land durchstreiften. Dann läßt er einen Officier, einen Major von Reitzenstein, zu sich kommen, dem Camilla anvertraut wird, und unter Begleitung einer zahlreichen Cavallerie-Abtheilung verläßt sie das Lager. Wenige Tage später langt sie wohlbehalten bei ihrem Vater in Lübeck an. Dieser macht sie alsbald mit Chasot und dessen Absichten bekannt. Die Entscheidung wird ihr nicht schwer, denn wo der Chevalier gefallen will, da gefällt er auch und weiß zu fesseln. Rasch werden die Vorbereitungen zur Vermählung getroffen, und schon am 17. Juli führt Chasot die wie im Sturm gewonnene Camilla als Gattin auf sein schönes Marly.

Eine Reihe der glücklichsten Jahre verlebte nun Chasot an der Seite seiner jugendlichen Gemahlin, mit der er in so eigenthümlicher Weise sich verbunden hatte. Zu seiner Freude nahm eben jetzt auch sein Verhältniß zu Friedrich allmählich wieder einen freundschaftlichen Charakter an. Vermöge der Stellung, welche nämlich Chasot in Lübeck behauptete, so wie durch seine mannigfachen Beziehungen zu den Nachbarstaaten, ward es ihm möglich, sich gerade damals dem Könige sehr nützlich zu erweisen. Vergessen wir nicht, daß wir hier inmitten der Zeiten des sieben-

jährigen Krieges stehen, der bereits im Jahre 1756 begonnen hatte. Schon waren alle jene großen Schlachten bei Lowositz, bei Prag, bei Collin, bei Roßbach, bei Leuthen, bei Zorndorf, bei Hochkirch und bei Kunersdorf geschlagen. Um seinen gewaltigen Feinden Stand halten zu können, hatte Friedrich immer neue Streitkräfte ins Feld stellen müssen. Wo die Aushebungen im eigenen Lande nicht hinreichten, suchte man nach wie vor Ersatz zu schaffen durch Werbungen in der Fremde. Aber die Reichswerbung war eben jetzt in jeder Weise verhindert worden und große Schwierigkeiten stellten sich fast aller Orten den preußischen Werbe-Officieren entgegen.

Diese Verhältnisse nun boten Chasot eine günstige Gelegenheit dar, dem Könige seine alte Anhänglichkeit zu bethätigen. Seit dem Jahre 1760 wurde nämlich durch ihn in Lübeck und in der Umgegend ein förmliches Werbesystem eingerichtet, welches er lange Zeit mit vielem Erfolge durchzuführen wußte. In den Briefen, welche Chasot deshalb mit Friedrich wechselte, steht der Erstere wieder ganz da als der Vertraute und Freund seines früheren königlichen Herrn. Die genauesten Instructionen gehen ihm von diesem zu. Unter dem 28. November 1760 schreibt Friedrich von Meißen aus an Chasot: Il s'agirait de me fournir trois à quatre cents hommes de recrues que vous feriez enrôler dans vos cantons pour mon service. Je m'engagerais volontiers à faire payer pour ces gens, lorsqu'ils nous seraient délivrés, dix écus par tête; la délicatesse dans le choix de ces gens, pour la tournure, serait hors

de saison et nullement nécessaire. Au cas que vous voulussiez me témoigner cette complaisance, je vous prierais de me l'écrire d'abord, pour que je puisse vous envoyer sans délai un officier de ma part du corps des troupes que je ferai rentrer dans le Mecklembourg, afin de recevoir et de payer ces recrues.

Als Chasots Gehülfe bei diesem Werbegeschäfte wird in einem späteren Schreiben besonders ein Lieutenant, Namens Behrenkreutz, angeführt. Von ihm berichtet Chasot am 16. Juni 1761: Behrenkreutz a fait dans une semaine vingt-sept des plus belles recrues; et si les plaintes de messieurs de Raab et de Champeaux ne l'interrompent pas, je vois qu'il pourra compléter ici un bataillon. Graf Raab war nämlich kaiserlicher Gesandter und Herr von Champeaux französischer bevollmächtigter Minister bei dem „Niedersächsischen Kreise" und residirten als solche in Hamburg; von dort aus hatten Beide schon im März jenes Jahres sich aufs heftigste beim Senate in Lübeck über die durch Chasot begünstigten preußischen Werbungen beschwert, und wenn ihnen auch hierauf von dem Lübecker Rathe die Antwort geworden war, „daß man einerseits fremden Officieren den Aufenthalt in der Stadt nicht wehren könne und daß andererseits eine eigentliche preußische Werbung dort nie gestattet sei," so mußte doch Chasot fortan etwas auf seiner Hut sein und bei diesen Werbungen mit größerer Vorsicht verfahren, als bisher geschehen war.

Im Frühjahre 1761 machte er dem Könige Meldung über einen Recruten ganz besonderer Art. Frau von Chasot

erwartete nämlich binnen Kurzem ihre Niederkunft, und in der Hoffnung, daß es ein junger Chevalier de Chasot sein werde, bot der glückliche Vater ihn im Voraus dem Könige als Soldaten an. Friedrich hatte damals sein Hauptquartier in Meißen. Von dort schrieb er am 8. April folgende Zeilen:

J'accepte volontiers, cher de Chasot, la recrue qui Vous doit son être, et je serai parrain de l'enfant qui Vous naîtra, au cas que ce soit un fils.

Nous tuons les hommes, tandis que Vous en faites.

Gerade zwei Monate später erblickte der erwartete kleine Chasot das Licht der Welt und empfing bei der Taufe die Namen Friedrich Ulrich. Der König, welcher die Gevatterschaft übernommen hatte, ließ sich durch seinen Geheimen Rath Hecht vertreten, der als preußischer Minister-Resident beim Niedersächsischen Kreise in Hamburg lebte. Dieser begab sich in der zweiten Woche des Monats Juni nach Lübeck, um den Neugeborenen selbst über die Taufe zu halten. Die übrigen Gevattern waren die Schwester Friedrichs, die Königin Ulrike von Schweden, welche durch die Gemahlin des Kammerherrn von Albedyhl vertreten wurde, und endlich der gesammte hohe Senat von Lübeck, in dessen Namen der Syndicus Dreyer bei der Taufe erschien. Als Pathengeschenk war von dem Senate die Summe von zweihundert Dukaten bewilligt worden. Ueber die ganze Feier erstattete dann Chasot dem Könige unter dem 18. Juni einen kurzen Bericht, der mit den kräftigen Worten schließt: Si ce garçon me ressemble, Sire, il n'aura pas une goutte de sang dans ses veines, qui ne soit à Vous!

In dem Genusse dieser häuslichen Freuden ging das Jahr 1761 für Chasot froh und glücklich zu Ende. Mit Beginn des neuen Jahres traten aber plötzlich Verhältnisse ein, welche mehrere Monate lang seine ganze dienstliche Thätigkeit in Anspruch nahmen und ihn dadurch zugleich in der Behaglichkeit seines Familienlebens mannigfach störten. Während nämlich bis dahin die Stadt Lübeck und ihr Gebiet von den Leiden des siebenjährigen Krieges völlig verschont geblieben war, zog sich mit dem Eintritte des Jahres 1762 über diese Gegenden ein kriegerisches Unwetter zusammen, welches Alles mit Furcht und Schrecken erfüllte.

Am 5. Januar 1762 war die Kaiserin Elisabeth von Rußland gestorben und der Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, ihr Neffe, unter dem Namen Peters III auf den Thron der Romanows gelangt. Die nächsten Pläne des neuen Kaisers gingen dahin, der Krone Dänemark gegenüber die alten Ansprüche seines Hauses auf die schleswigschen Besitzungen mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen. Sein Gedanke dabei war, „den König Friedrich V von Dänemark allernächstens nach Trankebar an die Küste Koromandel zu verpflanzen.“ Fürs Erste schloß er daher mit dem Könige von Preußen, zu dessen entschiedensten Gegnern die Kaiserin Elisabeth gehört hatte, einen Waffenstillstand ab, aus dem bald nicht nur ein vollständiger Friede, sondern sogar ein gegenseitiges Schutzbündniß hervorging. In Folge dessen erhielten die russischen Truppen, welche auf preußischem Gebiete und an den Grenzen standen, bereits im März den Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen. An

das Wolkonskische Armeecorps aber, welches einen Theil von Pommern besetzt hatte, erging die Weisung, sich marschfertig zu halten, um demnächst gegen Holstein vorgehen zu können. Zugleich ernannte der junge Kaiser seinen Oheim, den Prinzen Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, vorläufig zum General-Gouverneur und Statthalter seiner holsteinischen Staaten.

Solchen feindseligen Vorkehrungen gegenüber konnte auch Dänemark nicht ruhig bleiben. Dort war eben damals als Feldmarschall an die Spitze des Kriegscollegiums der frühere französische Kriegsminister Graf Saint-Germain getreten, welcher Jahrs zuvor in Folge eines Zerwürfnisses mit der Frau von Pompadour und dem Herzog von Broglie vom Könige Ludwig XV seinen Abschied erhalten hatte. Dieser betrieb nun die Rüstungen zu Lande und zu Wasser mit dem größten Eifer. Die Zahl der Kriegsschiffe wurde vermehrt, sämmtliche Festungen in Vertheidigungszustand gesetzt und auf allen Inseln die waffenfähige Mannschaft ausgehoben. Schon im März konnte ein Heer von etwa dreizehntausend Mann bei Segeberg in Holstein ein Lager beziehen; eben dort trafen von da ab immer neue Verstärkungen ein.

Um die Kosten zu bestreiten, welche durch diese Rüstungen verursacht waren, mußte die dänische Regierung im ganzen Lande außerordentliche Anleihen machen. Als jedoch auch die auf solche Art gewonnenen Gelder nicht mehr ausreichten, wandte man sich an das reiche Hamburg mit der Forderung, dem Staate Dänemark auf sechs Jahre gegen vier Procent Zinsen eine Million Banco Speciesthaler vor-

zustrecken, und als der Senat im Einverständnisse mit der Bürgerschaft sich weigerte, auf dieses etwas unsichere Geschäft einzugehen, erschien plötzlich am 17. Juni der Prinz Emil von Holstein-Augustenburg mit einem Heere von zehntausend Mann vor Hamburg, um durch Gewalt die Stadt zur Zahlung jener Summe zu bestimmen. Diese Maßregel fruchtete. Nach Verlauf weniger Tage ging dem dortigen dänischen Gesandten, Herrn von Schimmelmann, von dem Rathe die Mittheilung zu, daß die Stadt die geforderte Geldsumme dem Könige vorstrecken werde.

In dem benachbarten Lübeck mußten diese Vorgänge einen höchst peinlichen Eindruck hervorrufen. Noch freilich war die Stadt von dem Besuche der Dänen verschont geblieben, obgleich der Graf Saint-Germain während des ganzen Monats Mai sein Hauptquartier in dem nur eine Stunde von Lübeck entfernten Mori gehabt hatte. Indeß durfte sich Niemand verhehlen, daß Gründe genug vorlagen, welche dem Grafen über kurz oder lang die Besetzung der Stadt und des Hafenortes Travemünde wünschenswerth machen konnten, wenn auch nur, um dadurch jeden etwaigen Verkehr mit Rußland zu verhindern.

Diese Verhältnisse erheischten Seitens des Lübecker Senates die größte Umsicht. Einestheils mußte Alles geschehen, um die entschiedenste Neutralität zu bewahren; anderentheils durfte auch Nichts verabsäumt werden, was irgendwie zur Aufrechterhaltung des guten Einvernehmens mit der dänischen Regierung und insbesondere mit dem Grafen Saint-Germain beitragen konnte.

Hier nun war Chasot ganz an seiner Stelle. Nach allen Seiten hin entwickelte er jetzt eine Thätigkeit, durch welche er sich sowohl den Dank seiner Mitbürger, als auch die Anerkennung des dänischen Hofes erwarb. Während ihm die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen er schon von früher her zu dem Grafen Saint-Germain gestanden und die er noch bei dessen Durchreise durch Lübeck im Jahre 1761 erneuert hatte, eine jede Verhandlung mit demselben erleichterten, war er andererseits durch seine militairische Bildung vollständig befähigt, die für die Sicherheit der Stadt geeignetsten Maßregeln zu treffen. Denn darin waren Rath und Bürgerschaft miteinander einverstanden, daß trotz der geringen Widerstandsfähigkeit Lübecks gegen eine Macht, wie die dänische, Alles aufgeboten werden müsse, um wenigstens einer Ueberrumpelung vorzubeugen. Schon im Mai war daher die Zahl der Artilleristen um hundert Mann vermehrt worden. Die Stadtwälle und Festungswerke wurden in der Eile ausgebessert, neue Geschütze herbeigeschafft, in allen Stadtthoren scharfgeladene Kanonen aufgefahren. Um der Garnison den Dienst zu erleichtern, gab die Bürgerwehr die sogenannten Fahnenwachen, anfangs mit einer, später mit zwei Compagnien, die allabendlich aufzogen. Gegen die dänischen Werbungen auf Lübeckschem Gebiete erließ der Senat die strengsten Verbote. Daneben ward aber auch in der Stadt selbst, wie in den Vorstädten und umliegenden Dorfschaften die Aufnahme von dänischen Deserteuren bei Leibesstrafe untersagt.

So gelang es, inmitten des kriegerischen Getümmels,

welches Lübeck von allen Seiten umgab, eine jede ernsthafte Verletzung seines Gebietes zu verhindern. Zu Ende des Monats Juni mußte die Stadt es freilich geschehen lassen, daß das kleine Travemünde neben der Lübeckschen Besatzung auch eine dänische erhielt und daß dort für die dänische Armee ein Magazin angelegt wurde. Aber schon bereiteten sich eben damals in Petersburg Ereignisse vor, welche bald diesem ganzen Unternehmen des Kaisers gegen Dänemark ein Ende setzen sollten und dadurch dem nordwestlichen Deutschland seine Ruhe wiedergaben. Am 9. Juli ward Peter III durch seine Gemahlin Katharina des Thrones entsetzt und nach dem Lustschlosse Krasnozelo geführt, wo er acht Tage später seinen Geist aufgab. In den Beziehungen zwischen Rußland und Dänemark trat nun wieder das alte freundschaftliche Verhältniß ein, da die junge Kaiserin nicht gesonnen war, eine Politik fortzuführen, welche mit den Interessen ihres Reiches so wenig in Einklang stand. Noch im Laufe des Monats Juli erhielten die sämmtlichen russischen Regimenter, welche Peter III für den Feldzug gegen Dänemark bestimmt gehabt hatte und welche gerade im Begriff standen, ein Lager bei Waren in Mecklenburg zu beziehen, den Befehl, Deutschland zu verlassen und nach Rußland zurückzukehren. Gleichzeitig räumten auch die dänischen Truppen das mecklenburgische Gebiet, welches mittlerweile der Graf Saint-Germain in der Absicht besetzt gehabt hatte, dort die Russen zu erwarten und ihnen eine Schlacht zu liefern. Bei Trems, unterhalb Lübeck, erfolgte dann um die Mitte des Monats August der Uebergang

der Dänen über die Trave, und nicht ohne inneres Behagen mochten da die Bewohner der alten Reichsstadt es mit ansehen, wie alle die aus Mecklenburg zurückkehrenden Truppentheile, das schöne „königliche Leibregiment," das „Drontheimsche Nationalregiment," die kräftigen Dragoner und Cürassiere, mit ihrer sämmtlichen Bagage und den unzähligen Munitionswagen, aufs Friedlichste über die Pontonbrücke zogen, um sich demnächst wieder in ihre Heimath zu begeben. Am 26. August wurde auch Travemünde geräumt und bald war in der nächsten Umgegend von Lübeck kein dänischer Soldat mehr zu sehen.

Als sich nun alle Verhältnisse wieder beruhigt hatten, trat auch Chasot in die alte gewohnte Lebensweise zurück. Die Festungswälle Lübecks gewannen allmählich wieder ein friedlicheres Aussehen. Man hörte nichts mehr von dänischen Werbungen, noch von der Auslieferung dänischer Deserteure, noch vom Ankaufe von Proviant oder Fourage für die dänischen Truppen, was Alles zu so mannigfachen Verhandlungen mit dem Grafen Saint-Germain Anlaß gegeben hatte. Die Umsicht aber, mit der gerade diese und andere Unterhandlungen von Chasot geleitet worden waren, verschafften ihm jetzt Seitens Dänemarks eine höchst ehrenvolle Auszeichnung. Noch vor Ablauf des Jahres 1762 verlieh ihm der König Friedrich V den Titel eines General-Lieutenants, in welcher Würde Chasot auch bald von dem Lübecker Senate anerkannt wurde, da, wie es häufig zu jenen Zeiten geschah, ein solcher Titel von einem fremden Regenten ertheilt wurde, ohne daß damit für die betreffende

Person die Uebernahme irgend einer dienstlichen Verpflichtung gegen den auswärtigen Fürsten verbunden gewesen wäre.

Im folgenden Jahre ward Chasots Hause ein neues Glück zu Theil. Am 10. October 1763 wurde ihm ein zweiter Sohn geboren, der bei der Taufe die Namen Ludwig August Friedrich Adolph empfing. Als seine Gevattern werden genannt: der Herzog Adolph Friedrich IV von Mecklenburg-Strelitz, dessen Gemahlin, die Herzogin Louise Friederike, und der Bischof von Lübeck, Herzog Friedrich August von Holstein-Gottorp.

Der Schwiegervater Stefano Torelli fehlte bei diesem Feste. Schon Jahrs zuvor war derselbe einem Rufe nach Rußland an den kaiserlichen Hof gefolgt, wo er bis zu seinem Ende im Jahre 1784 geblieben ist.

Noch vor seiner Abreise von Lübeck hatte Stefano ein treffliches Bildniß seines Schwiegersohnes vollendet. Auf demselben steht Chasot in all der steifen Pracht vor uns, in welcher sich fürstliche und adlige Personen zu jenen Zeiten portraitiren zu lassen pflegten. Als Kennzeichen seiner ritterlichen Herkunft trägt er den glänzenden Stahlharnisch. Ein rother Sammetmantel ist über den rechten Arm geworfen. Neben ihm steht der zu dem Harnisch gehörige Helm. Kostbare Spitzenmanschetten fallen auf die schöne Hand. Das leicht gelockte Haar ist gepudert. Aus den Zügen des damals bereits fünf und vierzigjährigen Mannes spricht noch die frühere Kühnheit und Lebenskraft. Seine sanft geöffneten Lippen scheinen noch die Luft der sorglosen Tage von Rheinsberg zu athmen. Auf der Brust

aber glänzt der Orden pour le mérite am schwarzweißen Bande und um den Griff seines Dragonerdegens schlingt sich das schwarzsilberne Portépée, zur Erinnerung daran, daß Chasot einst dem preußischen Heere angehört und unter des großen Friedrichs Fahnen gefochten hat.

X.

Im Winter des Jahres 1776 unternahm ein junger Lübecker Weinhändler, Namens Wilcken, eine Reise nach Mecklenburg, um dort seine Geschäftsfreunde zu besuchen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Ein anderer Kaufmann, der aus Güstrow gebürtig und gleichfalls in Lübeck etablirt war, begleitete ihn auf dieser Fahrt.

Unterwegs hörten die Reisenden viel von den Schönheiten Berlins reden. Nach Beendigung der Geschäfte, die wohl sehr gut ausgefallen sein mochten, beschlossen sie daher, sich auch einmal die große Königsstadt anzusehen.

Ueber Wittstock ging es nun zunächst nach Fehrbellin. Um bei der Ankunft in Berlin am Thore nicht zu lange durch das Visitiren aufgehalten zu werden, hatte man den beiden Reisenden gerathen, ihre Koffer in Wittstock plombiren zu lassen. Morgens zehn Uhr fuhren sie von dort ab und langten Abends sechs Uhr in Fehrbellin an. Die Eindrücke der Reise hat Wilcken in späteren Jahren sorgfältig aufgezeichnet; aus seinem Tagebuche entnehmen wir Folgendes:

„Mein Erstes nach der Ankunft in Fehrbellin war, daß ich mich bey unserem Wirth nach dem berühmten Schlachtfelde erkundigte. Er versprach, den nächsten Morgen einen alten invaliden preußischen Kriegsknecht kommen zu lassen, der in dieser Gegend bekannt sey. Wir legten uns früh schlafen. Morgens acht Uhr war mein alter Knasterbarth schon da und wir marschierten zum Thore hinaus. Eine kleine halbe Stunde mochten wir wohl gegangen seyn, so standen wir schon auf dem Schlachtfelde. Er zeigte mir einige Anhöhen, worauf noch Schantzen und Batterieen, die man zum Andenken nicht rasirte und worauf die Preußen gestanden, wie auch einige mit Fleiß erhaltene Hügel, woselbst die in der Schlacht Gebliebenen begraben seyn sollten. So viel ich aus dem Terrain schließen konnte und so viel ich davon verstand, hatten die Preußen eine vortheilhafte Stellung gehabt. Es waren diese Anhöhen mit Holz besetzt und zu ihren Füßen ein moorgründiger Boden, den die feindliche Cavallerie nicht leicht zu passiren vermochte. Den einen Flügel deckte ein kleiner Landsee, den anderen die wohlbesetzt gehaltene Stadt Fehrbellin.

Mit zehn Uhr war ich wieder in meinem Quartier. Mein Begleiter konnte nicht aufhören, seinen großen König Friedrich zu rühmen, unter dem er so lange gedient bis zur Schlacht bei Collin, allwo ihm der linke Arm lahm geschossen sey, wofür er jetzt eine Pension von 40 Thlrn. jährlich genieße.

Auf den Schlag elf Uhr fuhren wir aus Fehrbellin auf die Königsstadt Berlin.

Ein Husar vom Citischen Husaren-Regiment, der bei unserem Wirth einquartiert und Depeschen nach Berlin zu bringen hatte, wollte uns unaufgefordert begleiten und uns die Wege zeigen, obwohl wir nicht leicht irre fahren und aus der großen Landstraße kommen konnten. Im Ganzen war es von ihm eine feine Betteley, einen Gulden Trinkgeld dabey zu verdienen. Er ritt neben unserem Wagen und unterhielt uns von seinem großen General Zithen.

Nachmittag gegen vier Uhr hielten wir an der ersten Barriere von Berlin. Die Wache examinirte uns hart: wer wir seyen und woher wir kommen? Wir sagten die Wahrheit: wir seyen Kaufleute, in Lübeck wohnhaft; aus Neugierde, Berlin kennen zu lernen, seyen wir hierher gekommen; wir würden in dem Hôtel, die Stadt Paris genannt, in der Brüderstraße logiren. Als man unsere Koffer plombiert fand, wurde uns ein Soldat als Ordonnanz mitgegeben, der sich hinten auf unseren Wagen stellte und uns nach dem Packhofe zu der Regie bringen sollte. Der Zitische Husar, unser eigenmächtiger Wegweiser, entfernte sich, sobald er seinen Gulden erhalten hatte.

Auf dem Packhofe mußten wir aussteigen. Man visitirte den Wagen, lösete den Koffer, brachte ihn auf die Packhausdiele. Uns führte man in einen großen Saal. An einem Tisch daselbst saßen zu oberst zwei Herren mit preußischen Ordens gezeichnet, nebst vier Personen, die sich mit Schreiben beschäftigten und Controleurs zu sein schienen. Diese beiden Herren examinirten uns auf dieselbe Weise, wie es an der Barriere geschehen. Unser mitgebrachter

Ordonnanz überreichte ihnen einen Zettel. Als man sahe, daß unsere Antwort mit der Ersteren übereinstimmte, entließ man uns, doch mit dem Bedeuten, daß unser Koffer von dem Packhauß-Bedienten müßte geöffnet werden. Wie wir zu unsern Koffer wieder gelangten, öffnete ich ihn, und da einige noch nicht getragene seidene Strümpfe, die Contraband waren, darinnen befindlich und damit sie nur nicht Alles eins durch dem andern rühreten, stach ich dem Visitator zwei Gulden in die Hand. Jetzt konnte und wollte er nichts sehen. Kaum stand der Koffer offen, langte er bloß an allen vier Ecken hinein mit der Hand und ließ ihn gleich wieder zuschließen.

Man entließ uns. Wir packten auf und fuhren nach der Brüderstraße, nach unser gewähltes Logis, die Stadt Paris, die erste und vornehmste Auberge in Berlin.

Unser Ordonnanz wollte auch nichts umsonst gethan haben. Er stellete sich ohne unser Wissen als Bedienter hinten auf den Wagen, rief zu Zeiten unserem Fuhrmann nach, was für Gassen er einzulenken hatte, um nach unsern Quartier zu gelangen. Er holte uns aus dem Wagen; mit aufgehaltener Hand forderte er pantomimisch eine Belohnung. Ich gab ihm einen halben Gulden und ließ ihn laufen. Als freyer Bürger, so lange in einem freyen Staate gelebt, mußte mir dieser Druck in diesem monarchischen Staate äußerst befremdend und lästig vorkommen, und jetzt erkannte ich erst das Glück, unter einer Verfassung wie die unsrige zu leben.

Das Hôtel, die Stadt Paris, das vornehmste und

größte, was damals Berlin hatte, war ein Palaisartiges Gebäude, nach dem Hofe mit zwei Flügeln und einem Quergebäude für Wagen und Pferde. Da es bei unserer Ankunft nicht stark besetzt war, erhielten wir nach der Gasse in der ersten Etage ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer neben einander. Es war schon sechs Uhr am Abend, als wir anlangten, und keines dieser weiten, sechszehn Fuß hohen Zimmer fanden wir geheitzt. Den ganzen Tag in der sehr kalten Witterung zugebracht, frohren wir außerordentlich und glaubten ein Fieber zu bekommen. Mein Reisegefährte kroch sogleich in sein Bett; ich machte Anstalt, daß unsere Zimmer geheitzt wurden. Mit einemmale vernehme ich auf der Gasse vor unserm Logis eine Janitscharen-Musik. Gleich darauf kommt ein Hautboist ins Zimmer und fordert dieser Musik wegen eine Belohnung: sie hätten es sich zur Pflicht gemacht, wenn vornehme Herrschaften in Berlin einträfen, daß sie diesen zum Vergnügen sogleich ein Ständchen brächten. Ich sah mich aufs Neue in eine Contribution gesetzt und gab meinem feinen Bettler zwei Gulden. Sollte dieses also fortgehen, dachte ich, so wird deine Casse bald geleert sein.

Ein halbes Dutzend Mieth-Laquais meldeten sich; ich wählte hieraus einen verheyratheten und gesetzten Mann, der auch schon die Jahre hatte.

Den Tag nach unserer Ankunft gingen wir in Berlin herum und machten uns mit allen Hauptgassen bekannt. Zu Abend in der Comödie; das geschah jeden Abend. Den zweiten Tag fanden wir uns bei der Wachparade ein (im

Lustgarten); sie machte wohl zweitausend Mann aus. Darauf besahen wir das königliche Schloß, das Zimmer, worinnen der König schlief, wenn er sich in Berlin aufhielt. Seine Bettstelle, die sehr schmal war, fanden wir mit verbleichten rothen Damastgardienen behangen. Von demselben Zeuge waren die Tapeten, die Fenstergardienen und die Ueberzüge auf den Stühlen. An den Wänden hingen nur zwei Gemälde: das Eine war das Portrait einer sehr schönen Actrice (Barbarina?), das andere das Portrait des Generals Chasot, als Commandant in Lübeck angestellt.

Nachdem wir noch die übrigen Hauptsachen in Berlin gesehen hatten, reisten wir den fünften Tag mit unserem eigenen Fuhrwerk nach der, vier kleine Meilen von Berlin entfernten Stadt Potsdam. Hier wohnte der König fast das ganze Jahr. Nachmittags vier Uhr waren wir schon da. Am Thor examinirte uns die Wache aufs Genauste. Wir sagten dasselbe, was wir in Berlin am Thor gesagt hatten, daß wir Kaufleute aus Lübeck seyen und zum Vergnügen reisten.

Unser Logis nahmen wir bei Torchiana, einem Gastwirth am sogenannten Bassin. Unsere erste Frage nach unserer Ankunft war, bei welcher Gelegenheit der König zu sehen sey. Zu unserem größten Leidwesen erfuhren wir, der König befinde sich nicht allzuwohl und werde bei dieser kalten Witterung sein Zimmer nicht verlassen; er litte es sogar nicht, daß sich irgend Jemand ohne seine Erlaubniß auf dem Schloßplatze sehen ließe. Indessen versprach obiger unser Wirth, uns am nächsten Morgen bis an die Schloß-

pforte zu führen, von dort hätten wir die Aussicht auf die Zimmer, welche der König bewohnte, und da dieser gewöhnlich um die Zeit, daß man die Wachparade auf dem Schloßplatze aufführte, ans Fenster trete, so würden wir ihn vielleicht auf diese Weise sehen können. Dazu komme, daß das Regiment des Krohn-Printzen die Wachparade habe und auf dieses Regiment sey der König besonders aufmerksahm.

Den anderen Morgen, Vormittags zehn Uhr, wanderten wir bei sehr schönem hellen Frostwetter, in Begleitung unseres Wirthes Torchiana, der im königlichen Schlosse und überhaupt unter dem Militair sehr bekannt war, nach der Schloßpforte. Im Eingange derselben fanden wir eine Schildwache. Mittelst eines Trinkgeldes erhielten wir von dieser die Erlaubniß, ein Paar Schritte auf den Schloßplatz treten zu dürfen.

Die Wachparade machte schon Front und stand unter dem Gewehr. Mit einemmale machte unser Wirth uns aufmerksahm auf den König. Diesen gewahrten wir am Fenster, in einem blauen Oberrock ohne Abzeichnung und einem großen dreyeckigen Huth mit einer weißen Feder. Er sah durch ein kurzes Perspective bald auf die Wachparade, bald auf uns. Schon wurde die Schildwache bange, daß sie uns zu viele Freyheit verstattet habe und befahl, daß wir zurücktreten sollten. In demselben Augenblicke kommt ein königlicher Kammerpage auf uns zugerannt. Er wendet sich an den Wirth Torchiana: der König wolle wissen, was das für Leute seyen, die er bei sich habe? Torchiana ant-

worthete: wir seyen Kaufleute aus Lübeck, so und so genannt, die zum Vergnügen reiseten und gestern von Berlin bei ihm eingetroffen wären. Ich setzte noch dreist hinzu: Seine Majestät hätten meinen Vater vor Zeiten zu ihrem Consul und Commerzienrath in Lübeck ernannt.

Keine zehn Minuten verstrichen, bringt derselbe Page unserm Wirth die Ordre, uns auf dem Schlosse, auf dem Schloßplatze und in dem dabey befindlichen Schloßgarten herumzuführen und ja nicht, was sehenswerth sey, vorübergehen zu lassen.

Der gute Torchiana, erstaunt über die große Gnade, welche oft nicht einmal einem Fremden vom ersten Adel wiederfährt, antworthet, er werde dem Befehle Seiner Majestät bestens nachzukommen suchen.

Woher die hohe Begünstigung uns zu Theil wurde, blieb für mich ein Räthsel:

Entweder der König hatte für die Lübecker eine Vorliebe gefaßt, daß sie auf seine Empfehlung seinen Jugendfreund und ehemaligen Favoriten, den Grafen von Chasot, zu ihrem Stadt-Commandanten angenommen; oder der König hatte sich auch, bey seinem bekanntlich sehr starken Gedächtnisse, an seinen ehemaligen Consul Wilcken in Lübeck erinnert.

Wir überließen uns jetzt unserem Führer. Dieser sagte, nun müßten wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Wachparade richten; das schmeichele dem Könige; es sey das Regiment, was vor uns stehe, eins der schönsten in der Armee; der Krohn-Printz Wilhelm werde es selbst com-

mandiren. Dieser kam auch bald mit vielen hohen Officiren vom Schloß herunter, und im Vorbeygehen klopfte der General Möllendorff dem Torchiana auf die Schulter und sagte: Zeigen Sie den Lübeckern ja Alles. Der König hat es befohlen. Dies sind Glückskinder; nie hätten sie den König bei besserer Laune wie heute treffen können."

XI.

Im October 1779 wurden es gerade zwanzig Jahre, daß Chasot Commandant von Lübeck war.

Während dieser Zeit hatte sich sein Verhältniß zu dem Senate der Stadt und zu seinen Mitbürgern aufs Angenehmste gestaltet. Mitunter freilich klagte er auch hier, wie er es wohl früher in Preußen gethan, über theure Zeiten und schlechte Finanzen. Denn auf Marly ging es stets hoch her, und in demselben Maße, wie Einheimische und Fremde die Gastfreiheit des Herrn Generals rühmten, wunderte dieser sich immer über die Kosten des Hauswesens und über das rasche Ende, was sein doch sehr ansehnliches Gehalt und seine übrigen Revenuen fanden. Dabei blieb er aber fortwährend guter Laune. Trat ein zu großes Deficit in seiner Kasse ein, so wandte er sich stets vertrauensvoll an seine Vorgesetzten, die Kriegscommissarien, und wenn diese dann in der Sitzung des Senats ein neues Gesuch des Commandanten vorlegten, so mochte gerade der Witz und der Humor, der sich in jedem seiner Schreiben kundgab, auch auf die Stimmung der hohen Herren einen

so günstigen Einfluß ausüben, daß in den meisten Fällen dem Antrag die gewünschte Folge ward. Bald handelte es sich in diesen Gesuchen um eine Vermehrung des Gehalts, bald um die Gewährung einer außerordentlichen Zulage, bald um die Erneuerung des sogenannten Keller-Billets, welches der Chevalier im Jahre 1759 bei seinem Amtsantritte erhalten hatte, um darauf von den alten Rheinweinen aus dem Rathskeller holen zu lassen, welches aber im Jahre 1769 abgelaufen war, so daß er nun zu seinem Leidwesen in dem Gesundheit-Trinken auf die Magnificenzen und auf die Hochweisheiten und Wohlweisheiten „nur sehr piano hatte verfahren können."

Er scheute sich nicht, oft selbst die geringfügigsten Angelegenheiten bei dem Rathe zur Sprache zu bringen. Denn mit den vornehmsten Mitgliedern desselben, dem Bürgermeister oder Consul Peters, dem Syndicus Dreyer und Evers, den Senatoren Rodde, Bünekau, Carstens, Tanck und Krohn stand Chasot in den freundschaftlichsten Beziehungen, und überdies verehrte er in dem gesammten hohen Senate einen der Taufpathen seines ältesten Sohnes. Hierauf bezog er sich besonders bei folgender Eingabe, die er unter dem 18. Mai 1764 an den Rath richtete, und deren Ton so ganz mit seinem Verhältniß zu den Herren des Senates, als auch mit seinem eigenen heiteren und humoristischen Charakter, stimmt:

Messieurs,

je n'ai point de bois à brûler ni de quoi en acheter, sans quoi je Vous donne ma parole d'honneur que je

ne Vous incommoderais pas aujourd'hui en Vous priant de vouloir bien faire un présent de bois, si non à moi du moins à Votre filleul.

Quand les exhalaisons nitreuses et sulfureuses s'élèvent de la terre pour former le tonnerre, Hypocrate recommande alors de manger quelquefois de la salade et du rôti. La première se trouve en abondance dans mon Marly et ne demande que de l'huile, du sel et du vinaigre. Le second s'achète, quoiqu'un peu chèrement. La broche est aussi toute prête dans ma maison. Si Vous voulez bien, Messieurs, contribuer aux moyens de l'échauffer, Vous obligerez sensiblement celui, qui a l'honneur d'être Votre très-humble et très-obéissant serviteur

CHEVALIER DE CHASOT.

Mit der Zeit mußte Chasot nun auch daran denken, seinen Söhnen, die er beide für die militairische Laufbahn bestimmt hatte, die dazu erforderliche Vorbildung zu verschaffen. Am liebsten würde er sie in Preußen untergebracht haben. Indeß soll Friedrich, an den er sich deshalb gewandt hatte, Schwierigkeiten gemacht haben, dieselben anzunehmen, so daß Chasot genöthigt war, vorläufig wenigstens einen anderen Dienst für die Söhne zu suchen. Sein Blick fiel hierbei auf Polen. Dort war im Jahre 1764 Stanislaus August aus dem Hause Poniatowski zum Könige gewählt worden. Oben bereits haben wir des Zusammenhanges gedacht, in welchem, der Sage nach, die Poniatowskis mit den Torellis stehen sollten. Obgleich nun dieser Sage

alle historische Begründung fehlte, so fand doch der neugewählte König von Polen in derselben eine solche Verherrlichung für die Geschichte seines eigenen Geschlechts, daß er ihr unbedingten Glauben schenkte und alle Mitglieder des Hauses Torelli als seine Anverwandten betrachtete. So kam es, daß bereits im Jahre 1769 unter Anderen auch Chasot, als Gemahl der Camilla Torelli, mit dem vor vier Jahren von dem Könige neugestifteten Sanct Stanislaus-Orden beliehen wurde.

Dieser Umstand veranlaßte Chasot, für seine beiden Söhne gerade in Polen Dienste zu suchen. Er wandte sich deshalb an den König Stanislaus, und bald wurde der Aeltere, Friedrich Ulrich, als Lieutenant bei der polnischen Artillerie eingeschrieben, dem Jüngeren hingegen, Ludwig August, die Aufnahme als Fähnrich bei dem litthauischen Garde-Regimente zugesagt.

Bevor aber noch die beiden Brüder das erforderliche Alter erreicht hatten, um in diese Stellungen einrücken zu können, brachen in Polen die Unruhen aus, welche die erste Theilung des Reiches unter Rußland, Oesterreich und Preußen herbeiführten und welche von Anfang an der Art waren, daß sie einem Fremden den Eintritt in den dortigen Dienst nicht mehr wünschenswerth machen konnten. Somit mußte auch Chasot auf die seinen Söhnen von Stanislaus eröffnete Laufbahn Verzicht leisten und auf andere Weise für dieselben sorgen. In Preußen zeigte sich noch immer keine Möglichkeit für sie, anzukommen. Vielleicht wollte Chasot auch absichtlich nicht, nachdem er einmal von Friedrich ab-

schlägig beschieden war, ein zweites Gesuch in dieser Sache an ihn richten. Es blieb ihm also jetzt nichts Anderes übrig, als die Söhne nach Frankreich zu schicken. Dort in dem Heimathlande seiner Familie durfte er am ersten hoffen, seinen Kindern eine passende Stellung zu verschaffen. Die Verbindungen mannigfacher Art, in denen er zu den Ministern und zu der Umgebung des Königs Ludwigs XVI stand, sollten ihm hierbei behülflich sein.

Im Jahre 1776 unternahm er daher eine Reise nach Paris. Seiner Meldung beim Könige folgte alsbald der Befehl, sich nach Versailles zu verfügen. Dort wurden ihm, wie man erzählt, im Schlosse selbst, in dem „Pavillon de la guerre“ einige Gemächer angewiesen. Am 16. Mai hatte er dann seine erste Audienz bei Ludwig XVI. Ueber den weiteren Aufenthalt Chasots in Versailles ist uns nichts Genaueres bekannt geworden; wir wissen nur so viel, daß er den nächsten Zweck seiner Reise bald erfüllt sah: der König versprach ihm, die beiden Söhne als Rittmeister bei dem Regimente Royal-Allemand anzustellen, und schon im folgenden Jahre traten dieselben in Begleitung des treuen Dieners Christian ihre Reise nach Maubeuge an, wo damals das Regiment in Garnison lag.

Royal-Allemand gehörte zu den schweren Reiter-Regimentern und war bereits im Jahre 1671 gestiftet. Die Uniform desselben bestand in einem langen blauen Leibrocke, der mit silbernen Brandenburgs besetzt war, einer scharlachrothen Weste, gelben ledernen Beinkleidern und einer hohen Bärenmütze. Die Truppe zeichnete sich aus durch treue

Anhänglichkeit an den König und seine Familie und wurde vielleicht deshalb späterhin nach Paris verlegt. Bekanntlich ist Royal-Allemand dasjenige Regiment, welches am 12. Juli 1789, zwei Tage vor dem Bastillensturm, unter seinem derzeitigen Obersten, dem Prinzen von Lambesc, den ersten Angriff gegen die aufgeregten Volkshaufen im Tuileriengarten ausführte.

Zwei Jahre hindurch blieben Fritz und Louis von Chasot in Maubeuge und benutzten diese Zeit, um sich zu tüchtigen Reiter-Officieren auszubilden. Aber noch bevor sie zum eigentlichen Eintritte in das Regiment gelangten, war bereits wieder anders über sie bestimmt worden. Den Vater schmerzte es doch noch immer, die Söhne nicht in der Armee seines Königs angestellt zu sehen, in jenem Heere, dem er so lange Jahre angehört hatte. Er beschloß daher, noch einmal einen Versuch zu machen, Friedrich zur Aufnahme seiner Söhne zu bewegen und zwar jetzt sich persönlich an den König zu wenden. Im December 1779 begab Chasot sich deshalb nach Berlin. Fritz und Louis hatte er zu sich kommen lassen; in ihrer Begleitung trat er die Reise an. Verschiedene geheime Aufträge, deren Inhalt wir jedoch nicht kennen, waren Chasot von dem Lübecker Senate mitgegeben und mit gewohnter Liberalität hatte dieser ihm dafür eine Summe von zweihundert holländischen Dukaten zu der Reise bewilligt.

Am Donnerstag den 9. December meldeten die Berliner Nachrichten die zwei Tage vorher in Berlin erfolgte Ankunft des Commandanten von Lübeck, Generals von Chasot.

Schon am Mittwoch den 8. December hatte der König ihn zu sich befohlen und ihn zur Tafel bei sich behalten.

Nach einer Trennung von fast fünf und zwanzig Jahren sahen die beiden Freunde sich wieder. Was Alles war während dieser Zeit vorgegangen! Wie hatte sich so Vieles geändert! Vergeblich suchte Chasot in der Umgebung Friedrichs die alten bekannten Gesichter. Alle jene ausgezeichneten Frauen und Männer, die dem Könige nahe gestanden und die Chasot noch der Mehrzahl nach im Jahre 1755 bei seinem letzten Aufenthalte in Potsdam dort angetroffen hatte, waren inzwischen heimgegangen. Friedrich fühlte sich mehr und mehr vereinsamt und klagend schrieb er jetzt der Herzogin von Gotha, wie früher der Schwester in Baireuth: Une chose qui n'est presque arrivée qu'à moi est que j'ai perdu tous mes amis de coeur et mes anciennes connaissances; ce sont des plaies dont le coeur saigne long-temps, que la philosophie apaise, mais que sa main ne saurait guérir. Am 28. Juni 1757 war die Königin-Mutter gestorben, für die Friedrich stets die größte Verehrung und Zärtlichkeit an den Tag gelegt hatte. Jahrs darauf verlor er innerhalb weniger Monate den ältesten Bruder, den Prinzen August Wilhelm, und die treue Schwester, die Markgräfin von Baireuth. Neun Jahre später folgte diesen der liebenswürdige Prinz Friedrich Heinrich, der zweite Sohn des Prinzen August Wilhelm. Gegen Ende des Jahres 1768 verließ der Marquis d'Argens den König, um nach Frankreich zurückzukehren, wo ihn wenige Jahre später der Tod ereilte. Schon vorher war die Gräfin

Camas gestorben, „ma bonne maman,“ wie Friedrich sie in seinen Briefen anzureden pflegte. Im Jahre 1774 verschied der alte Fouqué, der würdige Großmeister des Bayard-Ordens. Der Tod des Barons Pöllnitz mochte den König wenig berühren, denn halbscherzend schreibt dieser am 13. August 1775 an Voltaire: Le vieux Pöllnitz est mort comme il a vécu, c'est-à-dire en friponnant encore la veille de son décès; personne ne le regrette que ses créanciers. Aber tief erschütterte ihn der Verlust des Lord Marishal, George Keith, jenes liebenswürdigen Schotten, dessen jüngerer Bruder, der Feldmarschall Jakob Keith, bereits bei Hochkirch sein Leben für den König geopfert hatte, während er selbst ihm seit dem Jahre 1750 in den verschiedensten diplomatischen Geschäften so wichtige Dienste geleistet und zugleich durch seinen edlen, offenen Charakter die Zuneigung Friedrichs in einem so hohen Maße gewonnen hatte, daß dieser, als Keith im Jahre 1763 nach Schottland zurückkehrt, ihm die bekannten Worte nachrief: Si j'avais des vaisseaux, je méditerais une descente en Ecosse pour en enlever mon cher mylord et pour l'amener ici. Mais nos barques de l'Elbe sont peu propres à une pareille expédition. Il n'y a que sur vous que je puisse compter. Und Friedrich täuschte sich nicht. Bald traf Keith wieder in Potsdam ein. Der König ließ ihm ein bequemes Haus bauen, das an den Garten von Sanssouci stieß. Dort lebte Keith in fortgesetztem Umgange mit Friedrich, bis er im Jahre 1778 hochbetagt starb.

Auch der mürrische Quanz war nicht mehr. Schon

seit dem Jahre 1773 ruhte er in seiner Gruft bei Potsdam. Mit ihm war die Hauptzierde der Concert-Abende in Sanssouci geschwunden. Wie Quanz wußte Niemand den König auf der Flöte zu begleiten. Ueberdies verlor sich Friedrichs Liebe zur Musik mehr und mehr, seitdem ihn der Mangel der Vorderzähne und das Zittern der Hände am Flötenspiele hinderten.

So war es allmählich immer stiller in der häuslichen Umgebung des Königs geworden. Eine herzliche Freude mußte es daher für ihn sein, als nun plötzlich wieder Chasot bei ihm eintraf, der Letzte von der Rheinsberger Tafelrunde. Mochten auch anfangs in Friedrich manche unangenehme Erinnerungen wach werden bei dem Anblicke des Freundes, der ihn so tief verletzt hatte, so wußte dieser doch gar bald durch seine Scherze und seine Laune die rechten Saiten in dem Herzen des Königs anzuschlagen. Während seines fast dreimonatlichen Aufenthaltes in Berlin und Potsdam brachte Chasot daher beinahe täglich mehrere Stunden bei Friedrich zu.

Gleich der erste Brief, den er am 14. December von Berlin aus an seinen Freund, den Senator Krohn in Lübeck, richtete, liefert einen Beweis für den glänzenden Empfang, der dem Commandanten der freien Reichsstadt bei der preußischen Majestät und deren Ministern geworden:

Cher et digne Sénateur,

je suis arrivé ici le 7 de ce mois après-midi. Le 8 j'ai dîné avec le Roi que je devais accompagner le 9 à Potsdam; mais des douleurs très-vives à la main droite

n'ont pas encore permis à Sa Majesté de sortir de sa chambre ni de voir mes enfants. Au reste j'ai été reçu avec bonté de sa part et avec une distinction très-remarquable tant de la part de mon ancien maître que de toute la cour et des ministres d'État. Le comte de Finckenstein et sa soeur Mme. de Kannenberg, grande gouvernante de la cour, sont mes anciens amis. Mais je ne connaissais pas Hertzberg, qui est un vrai savant, homme fin et d'un mérite très-utile à un grand monarque. J'ai dîné hier chez lui avec tous les ministres étrangers et ce qu'il y a de mieux ici. Le Roi qui ne s'est point mis à table depuis le 8, m'a fait appeler toutes les après-dînées à cinq heures et ne m'a congédié qu'à huit heures et demie pour se mettre au lit. Enfin, cher Sénateur, je me crois très-heureux en ce que je me trouve plus en état que jamais d'être utile à mes chers républicains lubecquois, qui m'ont donné tant de preuves de leur amitié et de leur estime ce qui ne sortira jamais de mon coeur. Je vous prie, cher Sénateur, de vouloir bien présenter au Sénat de ma part les assurances de mon sincère attachement pour tout ce qui le regarde ainsi que de ma vive reconnaissance pour tout le bien que j'ai reçu.

In einem weiteren Schreiben Chasots an den Senator Krohn vom 3. Januar 1780 heißt es dann:

Le bruit public vous a sans doute déjà appris avec quelle bonté et quelle distinction je suis traité journellement de Sa Majesté prussienne, mon ancien, digne et

gracieux maître. Les bonnes intentions du sénat de Lubeck à son égard, et très-bien expliquées dans votre lettre, lui ont été exactement rendues et je crois que Lubeck dans le besoin trouvera dans ce juste et sage monarque un protecteur dont nous pourrons nous glorifier.

Mit welchem patriotischen Eifer aber Chasot nach allen Seiten hin für den Ruhm und die Ehre Lübecks auftrat, beweist der folgende Vorgang, über den er in eben diesem Schreiben an Krohn Bericht erstattet:

Avant-hier en dînant avec Sa Majesté j'ai eu une dispute avec le comte Finckenstein, premier ministre d'État, qui prétend que les harengs fumés d'Hollande sont les meilleurs, et moi, je suis du sentiment que ceux fumés à Lubeck, surtout les petits valent bien ceux d'Hollande. Il fut décidé de les comparer et goûter en même temps. Je supplie donc le Sénat de vouloir bien m'aider à terminer cette affaire avec honneur et d'envoyer deux petites boîtes de ces deux sortes de harengs fumés, nommés *bücklings*, l'une au Roi et l'autre à son excellence le comte de Finckenstein. Cette bagatelle venant avec une aussi bonne occasion ne peut-être que très-agréable et produira un bon effet.

Um den Commandanten in den Stand zu setzen, diese delicate Ehrensache mit Würde zu verfechten, sandte der Senator Krohn bereits unter dem 8. Januar die beiden gewünschten Kisten mit sogenannten Breitlingen oder Sprotten (im Französischen harenguet) an ihn ab und schon nach fünf Tagen berichtete Chasot:

J'ai reçu, cher Sénateur, les deux boîtes avec les *bretlings* qu'on a trouvés excellents et pour lesquels Sa Majesté et le comte de Finckenstein m'ont chargé de faire à la bonne ville de Lubeck leurs remercimens.

Damit war diese Angelegenheit freilich erledigt. Aber die Lübecker Breitlinge hatten plötzlich am königlichen Hofe zu Berlin so viel Glück gemacht, daß man dort nun auch lebhaft wünschte, noch andere gastronomische Herrlichkeiten der alten berühmten Hansestadt genauer kennen zu lernen. Weiter heißt es nämlich in jenem Schreiben Chasots:

Le Roi m'a chargé en même temps de m'informer si l'on peut trouver encore à Travemünde, malgré l'hiver ou les glaces, de la crevette, en Allemand *Krabbe*, mais surtout des aethras, autrement *Taschenkrebse*, que Sa Majesté aime beaucoup. Si l'on peut en avoir, surtout des *Taschenkrebse* l'on obligerait le Roi, de lui en envoyer une petite corbeille, mais adressée directement à Sa Majesté, pour raisons à elle connues.

Ob es möglich war, auch diesem Wunsche Chasots sogleich Folge zu geben, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Wohl aber wissen wir, daß bald darauf eine Sendung Travemünder Dorsche nach Berlin abging, deren Empfang Chasot mit den Worten anzeigte: Les beaux *Dorsche* sont arrivés; le Roi les a trouvés excellents. Und am 9. Februar konnte er hocherfreut nach Lübeck melden:

Je sors de table et j'ai eu la satisfaction que Sa Majesté a bu à la santé et prospérité du sénat et de

la ville de Lubeck, il a porté cette santé aux princes et aux généraux, qui dînaient avec le Roi.

Während aller dieser ichthyologisch-gastronomischen Verhandlungen hatte aber Chasot den Hauptzweck seiner Reise, die Anstellung der beiden Söhne, nicht aus dem Auge verloren. Anfangs freilich gestalteten sich die Aussichten nicht günstig für ihn. Schon im October 1779, also noch vor seiner Abreise von Lübeck, hatte der König ihm geschrieben: Si vos fils sont placés au service de France, je vous conseille de les y laisser, car vous n'ignorez pas qu'il est impossible de les agréger, en arrivant ici, comme capitaines de cavalerie dans mon armée. Und noch gegen Ende des Monats Februar 1780 hatten sich die Aussichten um Nichts gebessert; wenigstens heißt es in einem Schreiben Friedrichs an Chasot vom 22. Februar:

Je ne saurais vous dissimuler mon embarras sur l'offre de vos deux fils, que vous venez de me faire d'une manière que je ne saurais qu'y être extrêmement sensible. Si je n'avais qu'à suivre les mouvements de mon coeur, je l'accepterais, et je les placerais tout de suite. Mais, portant déjà, comme ils font, le titre de capitaines au service de France, et ne pouvant accepter un grade inférieur, les principes établis dans mon armée ne me permettent absolument point de les agréger dans la même qualité. Quand même, en considération du mérite du père, je voudrais faire une exception à la règle, et surmonter ma répugnance de faire des passe-droits à mes officiers, anciens et bien mérités, l'état

complet du corps des capitaines y mettrait un nouvel obstacle; de sorte qu'il me parait bien plus convenable à leurs intérêts de les laisser au service de France, où, selon la lettre que le prince de Montbarrey vous a écrite, ils feront sûrement leur fortune.

Aber schon wollte Chasot um keinen Preis mehr von dem einmal gefaßten Plane abgehen. Sein Aufenthalt in Berlin, sein glänzender Empfang beim Könige, das Wiedersehen mit so manchen seiner früheren Waffengenossen, der Anblick der prächtigen Garden und der übrigen Regimenter, welche in Potsdam und in der Hauptstadt garnisonirten, alles dieses hatte das alte Soldatenherz tief ergriffen. Und fanden sich denn wirklich für Fritz und Louis keine Rittmeisterstellen, so mußte der Versuch gemacht werden, sie als Lieutenants unterzubringen. Denn in Preußen sollten sie jedenfalls bleiben, das stand jetzt fest bei Chasot.

In diesem Sinne wandte er sich nun noch einmal an seinen königlichen Freund, und da bisher die Hauptschwierigkeit eben darin gelegen hatte, die Söhne, von denen der Aelteste noch nicht einmal volle neunzehn Jahre alt war, als Rittmeister anzustellen, so zeigte Friedrich sich jetzt, wo es sich um zwei Lieutenants-Patente handelte, bei weitem eingehender und nachgiebiger.

Als Chasot im Monate März die Rückreise nach Lübeck antrat, nahm er die sichere Hoffnung mit, seine Wünsche binnen Kurzem erfüllt zu sehen. Friedrich selbst hatte es versprochen und der Freund hielt Wort. Schon am 27. März

ernannte der König den älteren Sohn zum Lieutenant beim sechsten Cürassier-Regimente von Rohr, und zwei Monate später erhielt der Jüngere, Louis, sein Patent als Lieutenant bei dem dritten Cürassier-Regimente, dem Leibregimente, dessen Commandeur bis vor Kurzem der langjährige Vertraute Friedrichs, der General-Lieutenant von Lentulus, gewesen war. Noch im Laufe des Sommers 1780 begaben sich beide Brüder in ihre neuen Garnisonen: Fritz nach Aschersleben, Louis nach Schönebeck an der Elbe.

So war Chasots nächster Wunsch erfüllt. Daneben aber gewährte ihm die ganze Reise noch andere der schönsten Rückerinnerungen. War doch beinahe kein Tag vergangen, an welchem Friedrich ihm nicht die deutlichsten Beweise seiner alten Zuneigung und seines Vertrauens gegeben hatte. Selbst in den Stunden der heftigsten Leiden, welche dem Könige die gerade damals immer wiederkehrenden Podagra-Anfälle verursachten, war Chasot um ihn gewesen und hatte, an seinem Krankenlager sitzend, sich mit ihm der gemeinschaftlich verlebten Zeiten erinnert und alle die Bilder der schönen Vergangenheit wieder aufgefrischt.

Es bedurfte daher für Chasot nur einer Aufforderung des Königs, um ihn bald zu einem zweiten Besuche in Berlin zu bewegen. Am 1. Januar 1784 sandte Friedrich dem Freunde nach Lübeck seine Glückwünsche zum neuen Jahre. Je fais, heißt es in dem Schreiben, bien des voeux pour votre conservation, espérant que l'éloignement ne vous empêchera pas de venir me voir cette

année, ce qui me fera plaisir. Zum Schlusse schreibt dann der König die mahnenden Worte: Si nous ne nous revoyons bientôt, nous ne nous reverrons jamais.

Noch im selben Monate machte Chasot sich auf, so daß er zur rechten Zeit in Berlin eintraf, um bei der Feier des 24. Januar, des Geburtstages des Königs, zugegen zu sein. Die beiden Freunde waren, seitdem sie sich zuletzt gesehen, wieder um vier Jahre älter geworden. Friedrich hatte das zwei und siebzigste Jahr vollendet; Chasot stand in seinem acht und sechzigsten Jahre. Die körperlichen Leiden des Königs hatten inzwischen einen immer schlimmeren Charakter angenommen. Schon im März 1780 schrieb er an d'Alembert: A l'égard de ma santé, vous devez présumer naturellement que je me ressens des infirmités de l'âge. Tantôt la goutte, tantôt la sciatique, tantôt quelque fièvre éphémère s'amusent aux dépens de mon existence, et me préparent à quitter l'étui usé de mon âme. Il semble que la nature veuille nous dégoûter de la vie par le moyen des infirmités dont elle nous accable sur la fin de nos jours.

Chasot hingegen erfreute sich fast unausgesetzt der besten Gesundheit. Er war noch immer der alte Lebemann, der nach wie vor die Freuden der Mahlzeit und der Geselligkeit im höchsten Grade zu schätzen wußte, und scherzend schreibt Friedrich am 2. Februar 1784, nach der Ankunft des Commandanten, dem Prinzen Heinrich: Chasot est venu ici de Lubeck; il ne parle que de mangeaille, de vins de Champagne, du Rhin, de Madère, de Hongrie

et du faste de messieurs les marchands de la bourse de Lubeck, de la grande rivière de la Trave, du port de la ville, et de son jardin, dont il a fait l'énumération exacte des arbres, arbustes, plantes, légumes et des herbes qui l'embellissent.

Sein Aufenthalt in Potsdam dauerte dieses Mal bis zum Monat April. Am 12ten schrieb ihm der König: Je vous rends grâces du plaisir que vous m'avez fait de passer quelque temps ici, et je souhaite que, de votre côté, vous retourniez chez vous content et satisfait. Mes voeux pour votre bonheur et prospérité vous accompagnent, priant Dieu qu'Il vous ait en sa sainte et digne garde. Am 14. April trat er die Rückreise nach Lübeck an.

Noch einmal scheint Chasot im Jahre 1785 in Berlin gewesen zu sein, bei welcher Gelegenheit der damals gerade dort anwesende Maler Cunningham sein Portrait für das bekannte große Gemälde anfertigte, welches Friedrich darstellt, wie er, umgeben von preußischen und fremden Generalen, vom Manoeuvre zurückkehrt, und welches später von Clemens in Kupfer gestochen ist.

Dann sahen die beiden Freunde sich nicht wieder. Während des Winters von 1785 auf 1786 nahmen die Kräfte des Königs mehr und mehr ab; immer deutlicher zeigten sich die Vorboten der Wässersucht. Ein trockener Husten, verbunden mit den heftigsten Brustbeschwerden, raubte ihm während der Nacht fast allen Schlaf. Bei der Frühjahrs-Revue, welche am 17. und 18. Mai bei Pots-

dam stattfand, konnte Friedrich schon nicht mehr erscheinen. Im Juni und zu Anfang Juli versuchte er dann noch verschiedene Male, auf seinem treuen Condé, dem bekannten Fliegenschimmel, auszureiten; als er aber am 4. Juli von einem Spazierritte von etwa dreiviertel Stunden zurückkehrte, war er so matt und entkräftet, daß er von nun an auch dieser Bewegung entsagen mußte. Einige Erholung gewährte es ihm noch ab und zu, an warmen Nachmittagen auf der sonnigen Terrasse von Sanssouci zu sitzen. Gegen die Mitte des Monats August trat aber eine bedenkliche Wendung in seinem Zustande ein, welche die nahe Auflösung ankündigte. Am 16. August Morgens verließ ihn das Bewußtsein; die Sprache stockte; vergebens suchte er das matte Auge zu öffnen. Als der General-Lieutenant von Rohdich, der Commandant von Potsdam, in das Zimmer trat, um, wie gewöhnlich, die Parole zu holen, vermochte der König kein Wort hervorzubringen. Im Laufe des Tages kehrte das Bewußtsein freilich wieder zurück und gegen Mitternacht gelang es dem Kranken sogar, wieder einzelne Worte vernehmlich auszusprechen. Bald aber trat von Neuem der trockene Husten ein, welcher ihm endlich alles Athemholen unmöglich machte. Die Gesichtszüge veränderten sich. Morgens gegen 3 Uhr verschied Friedrich.

Chasot überlebte den König um elf Jahre. Ihm war es noch vorbehalten, von ferne aus Zeuge zu sein aller der Stürme, die mit dem Jahre 1789 über Frankreich und über das Königshaus der Bourbonen einbrachen; er mußte noch hören von jenem tragischen Fluchtversuche Ludwigs XVI

nach Varennes, von den Schrecken des zehnten August, von den Septembertagen, von der Hinrichtung des Königs und der Königin und von der Einführung der Republik. Schon begann auch in Deutschland sich eine neue Ordnung der Dinge vorzubereiten, die dem alten Herrn unverständlich war und seinen Ansichten widerstreben mußte. Die Welt war eine andere geworden; von den alten Freunden und Bekannten war fast Niemand mehr am Leben. Am 24. August 1797 ging auch er zur Ruhe.

Anmerkungen und Zusätze.

Chasots Memoiren und Briefwechsel.

Im Jahre 1789, als Chasot 73 Jahre alt war, zeichnete er Erinnerungen aus seinem Leben auf. Der größte Theil dieser Memoiren ist verloren gegangen; nur einzelne Fragmente haben sich in dem Besitze seiner Enkelin, der Frau von Bredow auf Markau in der Altmark, erhalten, durch deren Güte mir die Benutzung derselben gestattet worden ist. Eben dort befindet sich ein Theil seiner Correspondenz, während ein anderer Theil derselben von der Schwester der Frau von Bredow, der Frau Generalin von Reitzenstein auf Carlshall bei Schönebeck an der Elbe, aufbewahrt wird. Durch die Freundlichkeit beider Damen erhielt ich auch Kunde von den oben mitgetheilten Familien-Traditionen, die sich sowohl auf Chasots Verhältniß zum Könige, als auch auf seine Verheirathung mit Camilla Torelli beziehen. Noch andere wichtige Notizen über die Familie Chasots verdanke ich der Güte des mit derselben verwandten Herrn General-Majors von Gansauge, gegenwärtigen Commandanten von Cöln.

Mehrere Berichte Chasots an den König befinden sich auf dem königlichen Geheimen Staats-Archive zu Berlin, dessen Benutzung mir in wohlwollendster Weise von Seiner Excellenz dem Herrn Minister-Präsidenten Freiherrn von Manteuffel gestattet worden ist. Dort hatte der Herr Geheime Archiv-Rath Friedländer die Güte, mich besonders auf den oben abgedruckten Bericht Chasots an den König vom 27. October 1744 über das Gefecht bei Kammerburg, so wie auf die Correspondenz aufmerksam zu machen, welche im Jahre 1750, bei Gelegenheit der Sendung Chasots an die mecklenburgischen Höfe, zwischen ihm und Friedrich stattgefunden hat.

Wichtiges Material bot mir ferner eine ausführliche handschriftliche Notiz über Chasots Leben, die mir durch die gefällige Vermittelung der königlich preußischen Gesandtschaft zu Paris aus dem kaiserlich französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugegangen ist. Auf eben demselben Wege erhielt ich auch eine beglaubigte Abschrift des Taufscheins Chasots aus Caën.

Für die Jahre 1754 bis 1797, die Chasot in Lübeck zubrachte, fand ich mannigfaches Material auf dem dortigen Archive. Der dirigirende Bürgermeister der Stadt Lübeck, Herr Ludwig Roeck, hatte die große Güte, mir nicht nur die Benutzung sämmtlicher auf Chasots Anstellung bezüglichen Papiere, sondern auch die Einsicht in die Rathhaus-Protokolle aus jener Zeit zu gestatten. Eben daselbst befinden sich auch verschiedene höchst merkwürdige Eingaben Chasots an den Senat, so wie seine von Berlin aus an den Senator Krohn gerichtete Schreiben, und endlich die diplomatischen Berichte, welche der damalige Lübecker Agent in Berlin von dort aus an den Rath der freien Reichsstadt einsandte. Die Benutzung aller dieser Papiere wurde mir noch besonders erleichtert durch die große Gefälligkeit des dortigen Staats-Archivars, Herrn Wehrmann.

In dem Besitze des Vereins für Lübecker Geschichte endlich befinden sich die handschriftlichen Memoiren des Kaufmanns Wilcken, deren Benutzung mir der Verein gütigst gestattete. Diesen Denkwürdigkeiten ist Wilckens Bericht über seine Reise nach Berlin im Jahre 1776 entnommen, welchen ich oben im X. Capitel auszugsweise veröffentlicht habe.

Chasots Vorfahren und Nachkommen.

Die ausführlichsten Nachrichten über Chasots Vorfahren gewährt das im Jahre 1772 zu Paris veröffentlichte Dictionnaire de la noblesse. Auch das „allgemeine Teutsche Adels-Lexicon" vom Freiherrn von Krohne enthält einen längeren Artikel über die Familie Chasot; doch ist dieses Werk mit vieler Vorsicht zu benutzen. Der Name der Familie wird verschiedenartig geschrieben, bald Chasot, bald Chazot, mitunter auch Chasott. Voltaire schreibt immer Chazot.

Der Taufschein unseres Chasot lautet folgendermaßen:

Ce mercredi dix-neuf février mil sept cent seize nous soussigné, prêtre, vicaire de cette paroise, avons baptisé un fils né d'hier, issu du légitime mariage de Thomas Louis Chasot, écuyer, seigneur de Grandbois, et de noble dame Claude de Prépetit, nommé Isaac François Egmond, par Isaac de Prépetit, écuyor, sieur de St. Contest, assisté de Dlle. Marie Jeanne Françoise de Prépetit et ont signé:

Signé: Isaac de Prépetit.

Marie Anne Françoise de Prépetit.

C. Hubert.

Chasot war nur einmal verheirathet. Seine Frau, Camilla Torelli, ist erst um das Jahr 1820 gestorben. Mit ihr hatte er nur zwei Kinder, die beiden oben genannten Söhne. Der älteste derselben, Friedrich Ulrich, starb unverheirathet im Jahre 1800 als pensionirter preußischer Rittmeister. Der jüngere, Ludwig Friedrich Adolph, vermählte sich 1786 mit Eleonore von Gansauge; er hatte mit ihr vier Töchter, von denen die älteste, Frau von Röder, und die dritte, Frau von Grabow, bereits verstorben; der beiden anderen Schwestern, der Frau von Bredow und der Generalin von Reitzenstein, haben wir oben bereits gedacht. Im Jahre 1798 wurde Ludwig von Chasot vom Könige Friedrich Wilhelm III in den Grafenstand erhoben, das heißt, er erhielt die Erlaubniß, „den sonst nur der älteren Linie seines Geschlechtes zustehenden Grafen-Titul zu führen." Schon acht Jahre früher hatte Ludwig seinen Abschied genommen, trat aber im Jahre 1804 als Major wieder in den Dienst und wurde Flügel-Adjutant des Königs. Im Jahre 1807 nahm er an Blüchers Expedition nach Rügen Theil und erhielt im selben Jahre den Orden pour le mérite. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er Commandant von Berlin, wurde aber im Jahre 1809, als Schill von dort ausgezogen war, nach Königsberg beordert, zur Untersuchung gezogen und verabschiedet. Drei Jahre später trat er als Oberst in russische Dienste, stand anfangs beim russischen Heere selbst, erhielt aber bald darauf den Auftrag, die russisch-deutsche Legion zu organisiren. Inmitten seiner Thätigkeit wurde er von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und starb in Pleskow am Peipus-See am 13. Januar 1813. Wenige Tage vor seinem Tode trafen dort Stein und

Arndt ein, die von Petersburg kamen. Ueber ihren Besuch bei Chasot siehe Steins Leben von Pertz III. 262. Weitere Nachrichten über den Grafen Ludwig von Chasot enthalten Arndts Erinnerungen (Auflage von 1840) Seite 117, 137, 169, 170; und Hormayrs Lebensbilder aus den Befreiungskriegen I. 219, 273. II. 216, 253.

Chasots Tod und Begräbniß.

Am 30. August 1797 brachten die Lübeckschen Anzeigen folgende Anzeige:

Am 24. August dieses Jahres endigte seine irdische Laufbahn Herr François Egmond Graf von Chasot, General-Lieutenant, Commandant dieser Stadt und Ritter mehrerer Orden, im 82sten Jahre seines ruhm- und thatenvollen Lebens.

Die Geschichte gab ihm den Namen eines Helden, und Alle, die ihn näher kannten, den erhabenern eines Menschenfreundes.

Die Zeit mag die Wunde, die uns dieser Verlust schlug, verharschen, heilen wird sie sie nie.

Des Verstorbenen Wittwe und Söhne.

Höchst wahrscheinlich starb Chasot nicht in Marly, sondern in einem dem Domcapitel gehörigen Hause am Domkirchhofe in Lübeck. Dieses Haus, in welchem später das bekannte Erziehungs-Institut des Doctor Tiburtius war, bewohnte Chasot viele Jahre hindurch. Sein Eigenthum scheint es nicht gewesen zu sein, vielmehr ist es ihm wohl titulo gratuito zur Disposition gestellt worden.

Ebenso wenig hat er in der Domkirche ein eigenes Grab erhalten. Er ruht dort rechts vom Chore in einer Gruft, in welcher auch der Senior Carstens, die Mutter des Bürgermeisters Nicolaus von Evers und einige andere Personen beigesetzt worden sind. Die Namen derselben sind auf dem Grabsteine nicht angegeben.

Chasot, c'est le matador de ma jeunesse.

Diese Worte Friedrichs des Großen finden sich, so weit mir bekannt, nirgend gedruckt. Sie coursirten aber als ein Ausspruch des

Königs zu Ende des vorigen Jahrhunderts in allen Kreisen der Lübecker Gesellschaft, in welchen Chasot lebte. Ich verdanke die Mittheilung dieser Worte der Güte des Herrn Syndicus Curtius in Lübeck, welcher noch mit den Söhnen Chasots die dortige Schule besucht hat.

Friedrich und Chasot in Rheinsberg.

Die Briefe und Poesien Friedrichs aus der Rheinsberger Zeit, in denen von Chasot die Rede ist, sind folgende:

1. Schreiben Friedrichs an Fouqué vom 23. November 1736. Oeuvres de Frédéric le Grand XX. 109, und oben Seite 38. (Ich bemerke hierbei, daß bei allen Citaten aus den Werken des Königs die neue Ausgabe derselben gemeint ist.)
2. Schreiben Friedrichs an Suhm vom 22. Januar 1737. Ebendaselbst XVI. 312 und 313. Siehe oben Seite 39 bis 41.
3. Épître à Jordan aus dem Jahre 1737. XI. 31. Oben Seite 37.
4. Épître à la comtesse de Camas XI. 23. Oben Seite 38.
5. Schreiben Friedrichs an die Markgräfin von Baireuth vom 3. Februar 1737 XXVII. 46. Oben Seite 45.
6. Schreiben Friedrichs an die Kronprinzessin vom 13. Juni 1739 XXVI. 3: „Il y a ici une bande de marionnettes auxquelles Chasot applaudit beaucoup, et principalement au *Hanswurst,* comme il l'appelle, qu'il dit excellent acteur."
7. Schreiben Friedrichs an Jordan vom Jahre 1739 oder 1740 XVII. 61. Siehe oben Seite 39.
8. Schreiben Friedrichs an Jordan vom März 1740 XVII. 63. Siehe oben Seite 37.

Aus der Rheinsberger Zeit stammt auch Friedrichs

Épître à M. de Chasot,

welche bereits oben Seite 125 angeführt worden ist. Der Prinz sandte dieses Gedicht an Voltaire mit einem Schreiben, welches folgendermaßen beginnt:

Voici une instruction pastorale que j'adresse à une de mes ouailles de Remusberg. Si la morale ne vous en paraît pas

toute divine, vous la trouverez du moins fort sortable avec l'humanité. On me traiterait de profane et d'impie, si l'on savait que j'ai dit qu'il est encore problématique si la chasteté est une vertu ou non; que l'équité et l'humanité sont les seules vertus; et que ce ne doit point être les craintes d'un enfer, des démons et de je ne sais quelles billevesées, qui doivent nous inspirer l'amour de la vertu.

Das Gedicht selbst nebst dem Schreiben an Voltaire ist abgedruckt in den Werken Friedrichs des Großen XIV. 60—65. Es lautet:

Ici l'on voit un peuple sot
Qui suit la mode et la coutume,
Et qui, vicieux et bigot,
Assez stupidement présume
Que l'air farouche d'un cagot
De tout esprit sage est le lot.
L'enfer, offusquant leurs idées,
Trouble leurs débiles cerveaux,
Et leurs âmes, intimidées
De ces démons, de ces bourreaux,
Voient les tourments infernaux:
Sisyphe, qui roule sa roche,
Ces damnés rôtis à la broche,
Ces spectres qui sont fricassés,
Et ceux-là qu'un démon écorche,
Et tous ces vieux contes usés
Qu'enfanta l'ignorance crasse
De ces bons vieux siècles passés.
Plus peureux qu'un lièvre qu'on chasse,
Leur tremblante et dévote race
Condamne tous les agréments
Que de nos jours le court espace
Ne nous fournit que rarement,
Et que la nature féconde
A daigné placer dans le monde
Pour soulager tous nos tourments.
La peur dicta leur catéchisme,

Et de cette vertu sublime
Qu'ils nous vantent effrontément
Elle est l'unique fondement.
La terreur qui les aiguillonne
Les mène à matines, au prône,
Les fait bâiller dévotement
Et fredonner absurdement
Quand l'orgue, en mugissant, seconde
La voix dont le bourdonnement
Ressemble à l'Océan qui gronde,
Et lorsque les prédicateurs
Des tons de leur voix glapissante
Leur font entendre les clameurs
Dans les voûtes retentissantes.
Zélés à leur opinion,
Ils vous damnent d'un air sauvage
Tous ceux qui, suivant la raison,
Croient l'Être suprême bon,
Et non pas un anthropophage;
Et dans leur mystique jargon
Nous décochent l'obscur langage
Que jadis au grégeois rivage
Tous les pontifes d'Apollon
Et ceux de Jupiter Ammon
Tenaient à ceux du voisinage,
Lorsque d'un songe ou d'un présage
On leur demandait la raison.
Leur ridicule espoir se fonde
Sur les malheurs de l'univers;
Ils annoncent la fin du monde,
Ils prophétisent les revers.
Mais je prostituerais mes vers
En faisant le portrait immonde
De ces esprits faits de travers;
Ma muse, dans son badinage,
Préfère le plaisir volage

Au ton gravement ennuyeux
D'un censeur pesant et sérieux.
Heureux Chasot, que la nature
Daigna partager de son mieux,
Qui n'importunes point les cieux,
Et suis ton instinct sans murmure,
De tes ébats l'ingénuité
Me paraît cent fois préférable
A la farouche austérité
D'un dévot sombre et misérable.
Jamais ton coeur ne fut ému
D'un fantôme nommé scrupule;
Il m'est, dis-tu, tout inconnu,
Je ne connais que la crapule.
Ah! le débauché, le mutin,
A qui l'on devrait la bascule!
Mais non, lisez saint Augustin,
Dont Bayle peint la gentillesse;
Comme vous, il fut libertin.
Il demandait, en sa jeunesse,
Au Dieu maître de son destin
Que chez lui l'austère sagesse
Ne fût qu'un fruit de sa vieillesse;
Ce débauché, ce vrai lutin,
Pieux scélérat, homme divin,
De ses ébats, de son ivresse
Se refaisait chez sa catin.
Comme lui, vous êtes un saint,
Non pas un saint à la Lucrèce,
Mais un saint qu'en l'antique Grèce
Sapho n'aurait pas méprisé,
Que Neuville, cette Circé
Pleine d'amour et de tendresse,
Sans sacrement eût épousé,
Et que La Roche, bonne dame,
Chérit bien du fond de son âme.

Suivez, Chasot, de vos plaisirs
La carrière pleine de charmes;
Poussez jusqu'au bout vos désirs,
Faites verser de douces larmes,
De ces pleurs qu'un plaisir nouveau
Tire des yeux de l'innocence,
Et que la pudeur au tombeau
Verse au sein de la jouissance.
Goûtez les jours délicieux
Que voit éclore le bel âge,
Ces moments doux et précieux
D'un bonheur court et trop volage,
Le plus beau présent que des dieux
La main prodigue et toujours sage
A fait à ces terrestres lieux.
Ne regrettez point des richesses
L'avantage vain et trompeur;
L'amour, le vin et vos maîtresses
Sont d'un prix bien supérieur;
Le vrai bonheur de notre vie
Est le contentement du coeur.
Chasot, votre heureuse folie
Vaut la sagesse d'un docteur
Dont la triste philosophie,
De cent subtilités munie,
Au sein du berceau de l'erreur
Endort son obscure manie.
Quelle extase, quels doux transports,
Quel feu, quels baisers, quels efforts,
Lorsque d'une beauté touchante
La jouissance nous enchante!
Ma foi, le plaisir de jouir,
Le tendre amour est préférable
Au plaisir sec de réfléchir;
L'homme est plutôt fait pour sentir
Que fait pour être raisonnable.

Heureux qui sait des préjugés
Renverser l'antique barrière,
Qui de ces fantômes forgés
Méprise l'absurde colère,
Et qui, sans craindre l'Achéron,
Ni Tisiphone, ni Cerbère,
Professe une vertu sincère,
Qu'il tire de son propre fond!
Ainsi, conservant l'âme pure,
Suivez la pente des plaisirs,
Suivez l'instinct de la nature;
Mais sachez borner vos désirs.
Heureux disciple d'Épicure,
Jouissez de la volupté;
Mais fuyez la morale impure
Que prêche un cynique effronté.
Tantôt soupirant pour Claudine,
Et tantôt brûlant pour Chloris,
Laissez vieillir entre les ris
Votre âme légère et badine.

Aus einer späteren Zeit stammt Friedrichs

Épître à Chasot sur la modération dans l'amour.

Wir geben auch den Text dieser Epiter hier wieder nach der Ausgabe derselben in den Werken des Königs XI. 187—193:

Ne pensez point, Chasot, vous que l'amour possède,
Que, marchant sur les pas du fougueux Diomède,
En vers injurieux j'ose blesser Vénus;
Pour les dieux des plaisirs mes respects sont connus,
Si j'attaque l'amour, c'est qu'il peut souvent nuire,
Je veux le modérer, et non pas le détruire:
Conservez votre vue à travers son bandeau.
Un amant me paraît dépourvu de cerveau,
Quand pieds et poings liés il se livre au caprice
D'un sexe plein d'appas, mais rempli de malice,

Qui, de nos passions saisissant les travers,
S'en sert adroitement pour nous donner des fers.
Pensez-vous qu'à l'Amour, comme au seul dieu suprême,
Il faut immoler tout, jusqu'à la vertu même?
Votre raison répugne à de tels sentiments.
L'amour croît avec nous à la fleur de nos ans,
L'âge des passions est l'heureuse jeunesse;
Un coeur novice est prompt à brûler de tendresse,
La nature, attisant ces feux séditieux,
De la vigueur de sens enfants impétueux,
Excite vivement la jeunesse fougueuse
A courir de l'amour la carrière épineuse;
De flatteuses erreurs et des désirs puissants
Triomphent sans combat de son faible bon sens.
Si l'on nous peint l'Amour sous les traits de l'enfance,
C'est que ce vieil enfant n'eut jamais de prudence:
Il est le compagnon de l'âge des erreurs,
Un sourire, un regard le rend maître des coeurs;
Dompté par la raison, vainqueur par le délire,
Il vit dans la jeunesse, il l'anime, il l'inspire.
Mais quand on a passé cette heureuse saison,
Que l'âge à pas tardifs amène la raison,
Que le sang refroidi se calme dans nos veines,
Pourquoi, par métaphore en bénissant ses chaînes,
Aller sacrifier aux autels de Vénus,
Et rappeler l'amour qui ne vous entend plus?
Dans nos temps corrompus, remarquez, je vous prie,
Combien d'originaux de la galanterie
La province et la cour ont en foule produits,
Qui, pleins de vanité, du faux bel air séduits,
Nous vantent les ardeurs de leurs flammes stériles.
Vieux guerriers languissants, vous n'êtes plus Achilles,
Vos feux se sont éteints, un dieu vous a quitté,
La honte est le seul prix de la témérité.
Ah! ne regrettez plus votre superbe maître:
Vous avez servi tous un dieu sans le connaître,

Son Église eut le sort des Églises du temps,
L'hérésie à la fin sapa leurs fondements.
Le bon vieux temps n'est plus, le siècle dégénère:
L'amour était jadis tendre, discret, sincère,
Il n'est plus à présent que léger et trompeur,
La débauche succède aux sentiments du coeur;
On se prend sans amour, on se quitte de même,
Souvent, quand on se hait, on se jure qu'on s'aime,
On se brouille, on revient, on change, on se reprend,
De nos jours la tendresse et s'achète et se vend.
Cet homme du bel air, prodigue de caresses,
Voudrait comme Tarquin suborner nos Lucrèces;
S'il essuie un refus, pour venger cet affront,
Sa langue sur leurs moeurs distille son poison;
S'il est vainqueur, voyez ce galant coryphée
D'une indigne victoire ériger un trophée,
Amener ses captifs, comme un autre César,
Dans un jour de triomphe attachés à son char,
Et se vanter tout haut de son bonheur insigne.
Non, de ces procédés la bassesse m'indigne;
Il n'est plus de secret, d'honneur, de bonne foi,
L'amour est détrôné, l'orgueil donne la loi.
Je ne fais qu'effleurer, mais si je voulais mordre,
Je vous exposerais le coupable désordre
Qu'un amant du bel air par sa légèreté
Fait et fera toujours dans la société;
Comment dans nos maisons un enfant né du crime
Usurpe biens et droits sur le fils légitime,
A l'abri d'un faux nom réunissant sur lui,
Malgré toutes les lois, l'héritage d'autrui.
Vous direz qu'un mari se rit de cet échange,
Et que le talion avec plaisir le venge.
Soit, mais l'ordre établi n'en est-il pas troublé,
Quand un crime produit un crime redoublé?
Quel usage du temps! indignes Sybarites,
Vos amoureux larcins sont donc tous vos mérites!

Supposons qu'un galant favorisé du sort
Atteignît dans sa course aux ans du vieux Nestor,
Examinons tous deux la vie irrégulière
Qu'on lui verrait mener dans sa longue carrière.
De sa jeunesse ardente il donnera les jours
Aux charmes inconstants des frivoles amours;
Mais puni des excès de sa flamme légère,
De ses fougueux écarts emportant le salaire,
Il quitte la roture, et dans un plus beau champ,
Des femmes de la cour il grossit son roman;
Il intrigue, il tracasse, il entreprend, il tente,
Il abuse à son gré d'une fille innocente,
Il remplace l'amour, dont il est moins séduit,
Par l'éclat indécent, le scandale et le bruit,
Là, se prêtant aux goûts d'une femme quinteuse,
Ici, se ruinant pour plaire à la joueuse,
Bientôt par la coquette adroitement trompé,
Et désigné du doigt par le monde attroupé.
Enfin, par ce désordre usé même avant l'âge,
N'ayant plus de l'amour que le flatteur langage,
Et gardant pour le sexe un goût enraciné,
Il régnait autrefois, je le vois enchaîné;
Je le vois sous le joug d'une femme insolente;
Excité par le fiel de sa langue méchante,
Et par son artifice en cent façons commis,
Il est forcé de rompre avec tous ses amis.

Si j'avais de mes jours à rendre un pareil compte,
Vous m'en verriez rougir de dépit et de honte;
Qu'un galant effronté s'en fasse seul l'honneur,
Je méprise sa gloire, en plaignant son erreur.

Ah! sans nous avilir, restons ce que nous sommes:
Tous ces efféminés ressemblent-ils aux hommes?
Livrés à la mollesse et perdus sans retour,
Dans l'ordre le plus bas esclaves de l'amour,
Ce sont les descendants du lâche Héliogabale.

Mais Hercule, dit-on, fila bien pour Omphale.

Soit, égalez d'abord son courage inouï,
Terrassez des tyrans, et filez comme lui;
Servez votre pays comme il servit la Grèce,
Et méritez le droit d'avoir une faiblesse.
Diane ornait les nuits, avant qu'Endymion
Fît naître dans son coeur sa folle passion;
Avant qu'après Daphné l'on vît courir son frère,
Il avait parcouru l'un et l'autre hémisphère;
Pluton, dans les enfers, tenant l'urne en ses mains,
Avait jugé long-temps tous les pâles humains,
Avant que de Cérès il enlevât la fille.

A Virgile ou Voltaire on passe une cheville;
Aux petits rimailleurs dépourvus de beautés,
Dont les défauts nombreux ne sont point rachetés,
On marque des mépris, le sifflet les assomme:
Je ne vous passe rien, si vous n'êtes grand homme.

Tout fait illusion à vos jeunes désirs,
L'Amour, les Jeux, les Ris, la troupe des Plaisirs;
De ce perfide enfant la cour voluptueuse,
Tranquille en apparence, est toujours orageuse.
Arrachez tout à fait le bandeau de vos yeux,
Apercevez enfin ces piéges dangereux.

A Cythère, un beau jour, Vénus, par fantaisie,
Des habits de Minerve embellit la Folie,
Et voulut qu'elle ouvrît son école aux amants;
La Folie affecta le ton des sentiments,
Et leur fit des sermons sur l'amour platonique.
Les sages, dédaignant sa parure héroïque,
Découvrirent d'abord sa marotte à grelots,
Mais elle demeura la maîtresse des sots;
Son université, qui s'accroît et prospère,
A banni le bon sens, en prêchant l'art de plaire;
De là nous sont venus tant de fades galants,
Romanesques esprits, amants extravagants.

Le début de l'amour est doux et plein de charmes;
A ses premiers assauts a-t-on rendu les armes,

Son rapide succès le rend maître de tout;
Sa fin, c'est le regret, le dépit, le dégoût.
C'est un cheval fougueux qui s'emporte et vous guide;
Il est trop dangereux en lui lâchant la bride,
La sagesse est le mors qui le peut arrêter.
Voyez donc si j'ai tort de ne vous point flatter;
Examinez ici que de maux dans ce monde
A causés cet amour que dans mes vers je fronde.
Léandre pour Héro périt dans l'Hellespont;
Le maître en l'art d'aimer fut banni dans le Pont;
Tant qu'Achille amoureux écouta sa colère,
Hector du sang des Grecs faisait rougir la terre;
L'adultère Pâris alluma ce flambeau
Par qui le vieux Priam, descendant au tombeau,
Dans la fatale nuit, la dernière de Troie,
Vit aux flammes des Grecs sa capitale en proie.
Si vous me demandez des exemples plus grands,
Les fastes des humains en ont rempli les temps:
On ne reconnaît plus, tant le sort est injuste,
Le bras droit de César, le fier rival d'Auguste,
Sur les mers d'Actium esclave de l'amour,
Lorsqu'il perd Cléopâtre et sa gloire en un jour;
Quand l'Anglais dans Paris porta sa violence,
Agnès à Charles sept fit oublier la France;
Du grand Turenne enfin imprimez-vous ce trait:
Envers son roi l'amour le rendit indiscret.
Craignez donc cet enfant et ses flèches dorées,
Gardez-vous de porter ses brillantes livrées:
Il fait ses plus grands maux même en vous caressant,
Et s'il perdit Didon, ce fut en l'embrassant.
Qui pourrait raconter toutes ses perfidies,
Et combien ses fureurs ont fait de tragédies?
Ne vous attendez point que dans des vers mordants
J'ajoute à ces vieux faits des exemples récents;
Je me suis pour toujours interdit la satire:
Il est bon de reprendre, et cruel de médire.

Mais par quelle raison décrier les plaisirs?
Est-il rien de plus doux que les tendres désirs?
Et que peut-on gagner, quand d'une humeur austère
On va prêchant toujours la morale sévère,
Dans des vers chevillés tristement vertueux?
Quoi! veut-on repeupler des couvents de chartreux?
Veut-on que la raison, outrageant la nature,
En herbe ose étouffer notre race future?
Serions-nous, par raison, de ces monstres hideux
Par un pacha jaloux réduits à leurs neveux?
Je veux être Ixion, je veux être Tantale,
Si jamais à ce but a tendu ma morale;
La sagesse, Chasot, prudente en ses leçons,
Évite les excès où donnaient les Catons.
Loin d'ici ce docteur qui sans cesse nous damne!
L'amour est approuvé, l'abus, on le condamne;
Rien n'est de sa nature absolument mauvais,
Mais le bien et le mal sont voisins d'assez près.
L'amour paraît semblable aux plantes venimeuses,
Mortelles quelquefois, et toujours dangereuses;
Mais, en les mitigeant, de savants médecins
S'en servent, par leur art, au salut des humains;
Loin d'être un aliment, ce doit être un remède.
Un amour modéré peut venir à notre aide,
Quand, lassés d'un travail long et laborieux,
Nous empruntons de lui quelques moments joyeux.
Si je vous ai tracé d'une touche légère
Les écueils différents qu'ont les mers de Cythère,
C'est pour vous empêcher d'y périr quelque jour:
Arrosez cependant les myrtes de l'Amour,
Et suivant les conseils que vous dicte ma verve,
En adorant Vénus, n'oubliez pas Minerve,
Et recueillez toujours, sensible à votre nom,
Les suffrages de Mars avec ceux d'Apollon.
Ainsi l'on vit jadis, dans Rome florissante,
Lorsque tant de héros la rendaient triomphante,

Que dans le Panthéon le sénat vertueux,
Ayant tous les talents, adorait tous les dieux.

A Potsdam, 27 septembre 1749.

Der Bayard-Orden.

In den Mémoires du baron de la Motte Fouqué, Berlin 1788. I. 6. wird ausdrücklich angeführt, daß Chasot zu den ursprünglichen Mitgliedern dieses Ordens gehörte. Weitere Nachrichten über denselben finden sich im ersten Bande, Seite 96 und 97 der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, von J. D. E. Preuß. Indem ich hier den Namen des Herrn Professor Preuß nenne, kann ich nicht unterlassen, demselben öffentlich meinen Dank auszusprechen für die große Theilnahme, die er meiner Arbeit geschenkt, und für die mannigfache Förderung, welche er derselben gewährt hat.

Chasot und das Feldjägercorps.

Die alten Stammlisten der preußischen Armee melden, daß ein Major Chevalier de Chasot der erste Commandeur des Feldjägercorps gewesen sei. Um diesen Major von Chasot hat sich im Laufe der Zeiten eine ganze Wolke von den widersprechendsten Angaben gebildet, wodurch seine Person fast zu einer fabelhaften geworden ist.

In der Stammliste vom Jahre 1785 findet sich Seite 130 folgende Notiz:

„Das Jäger-Corps zu Fuß wurde im Jahre 1740 auf 50 bis 60 Mann errichtet. Der Major Franz Chevalier de Chasot war ihr erster Commandeur. Er starb 1750. Auf ihn folgte der Oberst Wilhelm Ludwig von Osten, welcher 1751 desertirte.“

Diese Angabe ist seitdem von einer Stammliste in die andere übergegangen. Auch Gumtau hat sie in seinem Werke über „die Jäger und Schützen des preußischen Heeres“ I. 19 und 21. aufgenommen.

Da der Chevalier Franz Isaak Egmont von Chasot erst im Jahre 1797 gestorben ist, so führten mich jene Angaben beim Beginn meiner

Untersuchung über dessen Leben zu der Vermuthung, daß außer ihm noch ein anderer Franzose seines Namens der preußischen Armee angehört habe und daß diesem die Führung des Jägercorps übertragen worden sei.

Um diese Sache ins Klare zu bringen, wandte ich mich zunächst an die königliche geheime Kriegskanzlei in Berlin. Die dort vorhandenen Papiere des Feldjägercorps gewährten mir aber keinen Aufschluß über die Person des ersten Commandeurs jener Truppe.

Demnächst ging ich an die „Berliner Nachrichten," in denen die wichtigsten Ernennungen und Beförderungen von Officieren und Staatsbeamten bekannt gemacht zu werden pflegten. Diese „Nachrichten" melden nun unter dem 16. Februar 1741: „der Herr von Chaiseau hat das Commando über das Jägercorps erhalten, welches nach Schlesien marschiert ist."

Also nicht Herr von Chasot, sondern ein Herr von Chaiseau.

Ich ging an eine dritte Quelle:

Seit dem Jahre 1740 erschien bei Johann Samuel Heinsius in Leipzig alljährlich ein historisch-genealogischer Almanach unter dem Titel: „Fortgesetzte historisch-genealogische Nachrichten von den Allerneuesten Begebenheiten, welche sich an den Europäischen Höfen zutragen, worin zugleich vieler Stands-Personen Lebensbeschreibungen vorkommen." Dieser Almanach bildete die Fortsetzung des mit dem Jahre 1739 eingegangenen „genealogisch-historischen Archivarii" und enthielt, außer einem Verzeichnisse der europäischen Regenten, theils Aufsätze und Correspondenz-Artikel über die gleichzeitigen politischen Ereignisse, theils Anzeigen von „merkwürdigen Geburthen, Vermählungen und Todes-Fällen," und endlich die Mittheilung von „jüngst geschehenen merkwürdigen Avancements." In dem XXII. Theile dieses Almanachs, Seite 924, findet sich nun die Notiz: „der Herr de Chaiseau ist im Februar 1741 Commandant über das neu-errichtete Jäger-Corps geworden."

Die Sache wurde mir immer dunkler.

Einige Aufklärung gewann ich endlich durch eine Cabinets-Ordre des Königs vom 4. März 1750, deren Concept sich auf dem geheimen Staats-Archive befindet. Sie ist an den General-Lieutenant Grafen Hacke gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Ich habe Euch hierdurch bekannt machen wollen, daß Ich resolviret habe, den bey dem Corps Feldjäger zu Fuße bisher gestandenen Major Corneli Meiner Dienste zu entlassen und ihm den Abschied zu ertheilen; dahingegen aber den Obrist von der Osten, welcher sich bishero in Berlin aufgehalten, in Meinem Dienst anzunehmen, ihm das Patent als Obristen von der Armee zu ertheilen und demselben zugleich das Commando über genanntes Corps Feldjäger zu Fuße zu conferiren."

Hiernach stellte sich wenigstens heraus, daß im Jahre 1750, wo, nach Angabe der erwähnten Stammliste, der Chevalier de Chasot gestorben sein sollte, dieser gar nicht mehr als Commandeur des Jägercorps fungirt hat, daß vielmehr der Vorgänger des Obersten von der Osten ein Major Corneli gewesen ist.

Es konnte also mit jenem Chasot oder Chaiseau vielleicht doch unser Franz Isaak Egmont gemeint sein.

Bald darauf führte mir der Zufall eine neue Notiz in die Hand, welche mich in der letzteren Vermuthung bestärkte. In einem späteren Jahrgange der „fortgesetzten genealogisch-historischen Nachrichten" vom Jahre 1753, Theil XXXIII. Seite 822, findet sich nämlich unter den aus früheren Jahren „nachgeholten Avancements" die Angabe, daß „Anno 1741 der bisherige französische Lieutenant Frantz Isaac von Chasot Commandeur des Feldjäger-Corps geworden sei." Dasselbe bemerkt auch das im Jahre 1784 erschienene Werk: „Zustand der Königlichen Preussischen Armee im Jahre 1784 und kurtzgefaste Geschichte dieses Heeres von seiner Stiftung an bis auf die jetzigen Zeiten." Seite 133.

Zum vollständigen Abschluß gelangte diese Untersuchung, als ich endlich aus Paris die oben Seite 190 näher bezeichnete handschriftliche Mittheilung über Chasots Leben erhielt. Darin heißt es ausdrücklich: Lorsque le roi Frédéric II partit pour faire la guerre de Silésie il donna au chevalier de Chazot le commandement d'un corps de chasseurs, dont 30 hommes d'élite étaient montés.

Der erste Commandeur des Feldjägercorps war also unser Chasot und starb nicht im Jahre 1750.

Chasot und Voltaire.

Wir haben oben, Seite 64, des Gedichtes Erwähnung gethan, welches Voltaire an Chasot gerichtet haben soll. Dasselbe stammt angeblich aus dem Jahre 1751, wo Letzterer nach Frankreich reiste. Es ist abgedruckt in Krohnes Adelslexicon I. 337, und lautet folgendermaßen:

Tu pars et ma muse stérile,
Malgré tes grands exploits ne me vent rien dicter:
Tant de vertus embarrassent mon style;
A chaque instant je me sens arrêté.
Ce sujet est trop grand, pour le pouvoir chanter.
Dès que je veux parler du courage héroïque
Que tu fais voir dans les combats,
L'amitié d'un ton pathétique
Me force à lui céder le pas.
La générosité, son aimable compagne,
Qui prit naissance dans ton coeur,
Vient m'annoncer avec douceur
Que sa beauté mérite qu'on l'épargne
Et qu'elle préside à ton choix.
Mais de la renommée écoute ici la voix:
Il me souvient encore de ce jour mémorable,
Où l'illustre Chazot, ce guerrier formidable,
Sauva par sa valeur le plus grand de nos rois.
O Prusse! Élève un temple à ses fameux exploits.

Voltaire schrieb diese Verse zu einer Zeit, wo sein Verhältniß zum Könige bereits sehr gelockert war und wo er in Chasot, der eben damals den preußischen Dienst zu verlassen beabsichtigte, einen Genossen gefunden zu haben glaubte. Vorher hatte Chasot mit Voltaire, wie es scheint, auf keinem freundschaftlichen Fuße gestanden. Irren wir nicht, so war der übermüthige Chevalier einmal so weit gegangen, den berühmten französischen Philosophen, wahrscheinlich in Folge irgend eines Streites, die Kraft seines Armes fühlen zu lassen. Wenigstens heißt es in einem Schreiben Voltaires an den König aus dem Jahre 1751: J'ai eu le malheur d'être traité par Chazot comme le curé de Mecklembourg. On a dit alors que Votre Majesté ne souffrirait plus que

je logeasse dans son palais de Berlin. Je n'ai pas proféré la moindre plainte contre Chazot. Je ne me plaindrai jamais de lui ni de quiconque a pu l'aigrir.

Auch die oben, Seite 127 und 128, von uns mitgetheilten Aeußerungen Voltaires, welche dieser in den Briefen an Madame Denis über Chasots Abreise nach Frankreich machte, scheinen zu beweisen, daß zwischen Beiden kein freundschaftliches Verhältniß stattgefunden habe. Denn, wenn es in jenen Briefen heißt, „Chasot avait feint une grosse maladie," und gleich darauf, „il se porte bien celui-là," so läßt sich diesen boshaften Bemerkungen gegenüber wohl das in Erinnerung bringen, daß Chasot in einer späteren Eingabe vom Jahre 1790 an den König Friedrich Wilhelm II sagen konnte: J'ai reçu quatorze blessures sous les étendards prussiens. Es ist daher gewiß anzunehmen, daß er mit aus dem Grunde nach Frankreich ging, um seine Gesundheit herzustellen.

Das Dragoner-Regiment von Baireuth.

Ueber die Geschichte dieses Regimentes finden sich nähere Angaben in Ravensteins historischer Darstellung der wichtigsten Ereignisse des königlich preußischen zweiten Cürassier-Regiments, so wie auch in dem Aufsatze: „Die preußischen Dragoner" von E. Lange, in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges; Band 82 und 83, Heft 4, 5, 6, 7, 8, 9. Berlin 1851. Ueber die preußische Armee unter Friedrich Wilhelm I s. Rankes vortreffliche Bemerkungen in seiner preußischen Geschichte Band I. 440 — 449. Das Urtheil Friedrichs des Großen über die damalige Cavallerie s. in seinen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg Seite 193. Interessante Fingerzeige enthält auch die von Orlichs als Anhang zum ersten Theile seiner Geschichte der schlesischen Kriege mitgetheilte Correspondenz Friedrichs mit dem Fürsten und dem Erbprinzen Leopold von Dessau.

Alles, was oben Seite 68 und 69 über die ältere Uniform des Baireuther Dragoner-Regiments gesagt ist, verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Adolph Menzel.

Hohenfriedberg.

Bei der Beschreibung der Schlacht von Hohenfriedberg bin ich hauptsächlich den Darstellungen gefolgt, welche Orlichs und Ranke, in den beiden eben erwähnten Werken, von jener Schlacht geben. Bei Ranke III. 237, 240 und 241. finden sich auch Uebersetzungen der beiden Schreiben Friedrichs an Podewils, die ich Seite 73 und 74 auszugsweise nach der auf dem geheimen Staats-Archive vorhandenen Correspondenz im Original mitgetheilt habe.

Wichtig ist ebenfalls: „die Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau, von dem Königlich Preußischen General-Lieutenant Leo Freiherrn von Lützow.“ Man sehe auch Mémoires des négociations du marquis de Valori II. 227 und 228.

Chasots Duell mit Bronickowsky.

Das königliche General-Auditoriat in Berlin besitzt keine Acten, welche sich auf jenes Duell beziehen; auch ist es unbekannt, wo dieselben geblieben sind.

Die oben im sechsten Capitel angeführten Ordres des Königs an Schwerin siehe im Urkundenbuche zu der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Preuß V. 81, 82, 83, 84 und 85. Die Ordre vom 27. Januar 1746 ist abgedruckt in den Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 297. Nähere Angaben über die Verhandlungen des Kriegsgerichtes in dieser Sache sind, wie der gegenwärtige Commandeur des zweiten Cürassier-Regimentes, Herr Major von Stöffel, die Freundlichkeit gehabt hat mir mitzutheilen, auch in dem Regiments-Archive zu Pasewalk nicht vorhanden. Dagegen befinden sich dort noch einige in dieser Angelegenheit von dem Könige erlassene Ordres, welche die bereits von Preuß veröffentlichten ergänzen, nämlich die oben Seite 92 abgedruckte Ordre vom 26. April und eine frühere vom 22. März 1746, die folgendermaßen lautet:

Mein lieber General-Major von Schwerin. Ich habe aus euren Schreiben vom 18. dieses ersehen, daß Ihr die Acta, den Prozeß wider den Major von Chasot betreffend, bereits an das General-Auditoriat

eingeschickt habt, und es nur noch auf einige von diesem euch zugesandte Puncte ankommt, welche Ihr aber nunmehro hoffentlich auch bereits expediret und remittiret haben werdet. Es ist Mir solches lieb, weil Ich diese Sache gerne zur Endschaft gebracht haben möchte, und Ich bin Euer wohl affectionirter König

Potsdam, den 22. März 1746. Friedrich.

Außer dieser Ordre hatte der Herr Major von Stössel die Gefälligkeit, mir auch noch die folgende abschreiben zu lassen, welche den Befehl für Chasot enthielt, nach Potsdam zu kommen:

Mein lieber Obrister von Schwerin. Es ist mir Euer Schreiben vom 23. dieses nebst der Liste dero von das Regiment auf Werbung gehenden Officiers wohl behändiget. Ich approbire auch solche, außer daß der Major von Chasot nicht mit auf Werbung gehe, sondern ein anderer Offizier an seiner statt dahin geschickt werden soll, weilen Ich will, daß er hierher komme, welches Ihr ihm in Meinem Nahmen befehlen müsset. Die 10 Werbe- und die 10 Escorte-Pässe habet Ihr hierbey zu empfangen und ich bin u. s. w.

Potsdam, den 27. August 1743.

Die Hofcapelle in Neustrelitz.

Durch die Güte des großherzoglich mecklenburgischen Staats-Archivars, Herrn Doctor Lisch, erhielt ich zwei Werke, welche mir nähere Auskunft über die Hofcapelle und über Chasots Stellung in Neustrelitz gewährten, nämlich Koppes jetzt lebendes gelehrtes Mecklenburg (III. 121 ff., 142 ff. und 162.) und (Dietz) Mecklenburgisches Journal II. 290, 296.

Der Carneval in Berlin.

Beiträge liefern Plümickes Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin und Borchmanns Briefe zur Erinnerung an merkwürdige Zeiten und rühmliche Personen aus den Jahren 1740—1778.

Das für mich wichtigste Werk war aber die Geschichte des Berliner Opernhauses von Louis Schneider, das einen besonderen Werth durch

die vielen im Anhange mitgetheilten Documente erhalten hat. Unter diesen letzteren befinden sich auch eine Reihe von Depeschen, Instructionen und Berichten, die das Engagement der Tänzerin Barbarina betreffen, und die Herr Schneider zuerst veröffentlicht hat. Besonders interessant sind jene Briefe Stuarts an die Barbarina, welche in die Hände der Berliner Polizei statt in die der Tänzerin gelangten.

Die Concert-Abende des Königs.

Chasot giebt in seinen Memoiren folgende Beschreibung jener Concert-Abende:

Quelcun demande en quoi consistait donc cette musique si vantée? Cette musique à laquelle j'ai assisté depuis l'année 1734 à Rupin, où le Roi avait son régiment comme Prince Royal, à Rheinsberg, où la Princesse et toute la cour se trouvait, enfin en campagne dans la tente du Roi, ensuite à Breslau et partout où Sa Majesté passait la nuit, cette musique a toujours été composée des meilleurs musiciens de l'Europe. Le Roi savait les règles de la composition et excellait sur la flûte traverse. Le matin il composait lui-même sur un clavecin, pendant qu'on le frisait, tous les solos qu'il jouait ensuite en perfection sur la flûte. Ses concerts étaient tous de la composition du fameux Quantz, dont il avait été l'écolier. Il était toujours présent à ces concerts, mais jouait rarement, sinon des trios avec Sa Majesté. Il jouait toujours quelques jours de suite les nouveaux concerts de sa composition dont il ne regalait pas le Roi aussi souvent que Sa Majesté le souhaitait. Le Roi lui payait 30 louis pour chaque concert, 20 louis pour un trio et 10 louis pour un solo. Je lui ai vu payer 40, et même une fois 200 louis pour une flûte avec des sons bien organisés que Quantz faisait lui-même. La musique de cet homme était divine et tous les Italiens sont convenus que jamais compositeur n'a surpassé, peut-être pas égalé Quantz en fait de composition instrumentale surtout pour la flûte traverse.

A Potsdam le concert journalier se tenait dans un cabinet

de 24 pieds de diamètre, un peu arrondi dans les angles, de 16 pieds jusqu'à la corniche; le tout en boiserie avec de beaux compartiments, magnifiquement dorés; une très-belle cheminée de marbre incarnat d'Égypte; et au milieu un superbe et très-grand lustre de cristal de roche, terminé en bas par une boule de la grosseur d'une tête, décorait au mieux ce cabinet si favorablement construit et meublé pour la musique qu'on n'en perdait jamais le moindre des tous.

Ce concert consistait en un seul premier et un second violon (rarement le double), une basse de violon, un violoncelle et pour clavecin un fortepiano de Silbermann, une flûte ou deux quand le Roi jouait des trios avec Quantz; un ou deux châtrés et de temps à autre une des meilleurs chanteuses de l'opéra recevait ordre et une voiture du Roi pour son voyage de Potsdam. L'on n'entendait dans ces concerts que des voix ou des flûtes; tous les autres instruments n'étaient là que pour l'acompagnement.

Das Carrouffel im Luftgarten zu Berlin am 25. August 1750.

Eine genaue Beschreibung des Carrouffels und der übrigen Feste giebt der Baron Pöllnitz in seiner Schrift: Journal historique des fêtes que le Roi a données à Potsdam, à Charlottenbourg et à Berlin à l'occasion de l'arrivée de leurs Altesses Royales et Serenissime de Brandebourg-Baireuth au mois d'août 1750. Man sehe auch das Schreiben des Königs vom 9. April 1765 an Pöllnitz in den Oeuvres de Frédéric le Grand XX. 96. Im Jahre 1766 fand, nach dem Muster des Berliner Carrouffels, ein ähnliches Fest in Sanct Petersburg statt; eine Beschreibung desselben lieferten die oben erwähnten „fortgesetzten neuen historisch-genealogischen Nachrichten" LXX. 642 u. ff.

Chasots Mission an die mecklenburger Höfe im Jahre 1750.

Wir lassen hier zwei Schriftstücke folgen, welche sich auf dem königlichen geheimen Staats-Archive befinden und die sich auf jene Sendung Chasots beziehen:

Instruction pour le major de Chasot, faite à Potsdam ce 11 avril 1750.

Le major de Chasot doit sonder les cours de Strélitz et de Schwérin, pour savoir, si elles n'auraient pas la disposition, d'entretenir un corps de troupes, contre des subsides, que le Roi leur payeraît.

Il ne doit à la vérité s'engager à rien et rien conclure, rien avancer, avant que d'avoir reçu les ordres ultérieures de Sa Majesté.

Voici à peu près les conditions, dans lesquelles on voudra engager les cours mentionnées:

L'on pourrait promettre soixante mille écus par an, si le traité de subsides ne devait durer que deux ou trois ans. Mais si ce traité de subsides devait durer six à huit ans, alors on ne payeraît qu'un subside de quarante cinq à cinquante mille écus.

Il faudrait savoir pour combien des troupes ces cours voudraient s'engager, mais il faut que ce soit toujours un nombre rond, un régiment à 1500 hommes.

Il sera indifférent que la cour de Strélitz y entre pour un quart, pour un tiers ou pour un sixième. Le Roi ne se mêlera pas de celà, pourvu qu'on soit sûr d'un certain nombre de troupes, prêt à marcher aux ordres que Sa Majesté leur donnera.

En cas que ces Princes craignirent, qu'on se puisse servir de ces troupes contre l'Empereur, le major de Chasot pourra s'engager hardiment et assurer, qu'on ne le ferait pas, et qu'on en donnerait des sûretés dans le traité qu'on ferait.

Ce sont là les points, sur lesquels le major Chasot doit seulement sonder les cours susdites, pour voir jusqu'où ils voudraient y entrer et de quelle façon ils s'expliqueront sur le nombre des troupes, sur la somme des subsides et sur le temps à stipuler dans le traité.

Si ces cours s'avisent à faire d'autres propositions encore, relatives aux troupes, le major Chasot ne s'en chargera que pour en faire son rapport au Roi, sans convenir de rien avant que de n'avoir reçu les ordres de Sa Majesté là-dessus.

Il doit généralement se bien garder de ne surpasser son instruction en aucun point, mais s'y tenir scrupuleusement, afin d'éviter par là tout inconvénient qui en pourrait résulter.

Bericht Chasots an den König.

Pasewalk ce 10 mai 1750.

SIRE,

j'ai selon les ordres de Votre Majesté sondé les deux cours de Schwérin et de Strélitz au sujet d'un ou deux régiments contre des subsides; j'ai trouvé l'une et l'autre cour également disposées à entrer dans les vues de Votre Majesté et charmées des propositions que je leur ai faites conformément aux instructions qu'Elle m'a données.

Ces deux cours comprennent assez, combien il est de leur intérêt, de chercher tous les moyens possibles d'entretenir une bonne harmonie avec Votre Majesté et elles n'attendent que la fin de leur procès pour Lui faire connaître les bonnes intentions à cet égard. — Je suis témoin depuis quelques années des ménagements que ces deux cours sont forcées d'avoir pour la maison d'Hanovre et ce sont ces ménagements, qui nous ont fait perdre l'espérance de ravoir nos déserteurs et la liberté de faire des recrues dans tout le Mecklembourg. — A Schwérin, surtout, la présence d'un officier prussien met tout en alarme, et est d'abord un prétexte aux biens intentionnés pour Hanovre de se plaindre. —

La cour d'Hanovre à laquelle le Mecklembourg doit au delà de 2 millions, s'est mise en possession des plus beaux baillages du Mecklembourg, qui se trouvent le long de l'Elbe. Ces magnifiques baillages sont trop à la bienséance d'Hanovre, pour se résoudre facilement à les vendres; cependant en donnant la préférence de ces baillages à un autre souverain, on pourrait en obtenir et payer les 2 millions à Hanovre. Voilà véritablement ce qu'Hanovre ne veut pas et le point d'où partent toutes les

difficultés, qui empêchent de terminer les différences entre la noblesse et les princes de Mecklembourg. Voilà ce qui vient d'engager Hanovre à déclarer qu'elle ne voulait recevoir le payement de ce qui lui est dû qu'aux deux conditions suivantes: savoir, que ces 2 millions devaient être payés dans un même jour et que cette somme ne devait être empruntée d'aucun souverain plus puissant que ceux du Mecklembourg.

Voilà enfin, Sire, ce qui va engager les ministres d'Hanovre à contrecarrer la commission impériale, qui est nommée à Vienne, pour terminer les différents dans le Mecklembourg.

La tranquillité et la fortune des cours de Schwérin et de Strélitz dépendant pour le présent de cette commission impériale. Elles espèrent que Votre Majesté toujours portée pour la bonne cause, et intéressée d'ailleurs à cette affaire, voudra bien la recommander à ses ministres à Vienne.

J'ai pris mes mesures de façon qu'il ne peut rien transpirer à Hanovre de la commission dont Votre Majesté m'a honoré. J'ai cru avec raison cette précaution nécessaire, sans quoi Hanovre (ignorant à quelles conditions Votre Majesté voudrait avoir un ou deux régiments dans le Mecklembourg) aurait eu un prétexte de plus de troubler la commission et peut-être d'indisposer la cour de Vienne au désavantage des cours de Mecklembourg.

Je suis avec un profond respect de Votre Majesté, Sire, le très-humble et très-obéissant serviteur

Chevalier de Chasot.

Die erste und zweite Redaction der histoire de mon temps.

Ueber die, oben Seite 133, erwähnte Veränderung, welche der König bei der zweiten Redaction jenes Werkes am Schlusse seiner Darstellung der Schlacht bei Hohenfriedberg vornahm, sehe man das Genauere in den Oeuvres de Frédéric le Grand III. 115, 116 u. 143.

Marly.

Nach dem Tode Chasots sollte sein Landgut, auf den Wunsch der Wittwe, öffentlich verkauft werden. Bei dieser Gelegenheit erschien — wahrscheinlich in einem Lübecker oder Hamburger Blatte — die folgende Beschreibung, von der mir durch die Freundlichkeit der Frau Senatorin Behrens in Lübeck, deren Familie eine Zeitlang Marly angehörte, ein Abdruck zugegangen ist:

Marly (oder Ackerhof) liegt der Stadt Lübeck gegen Osten und ist davon nur durch den Wackenitz-Strom getrennt; Kunst und Natur haben dabey gewetteifert, und, obgleich die dort befindliche Plantage nach Regeln der schönen Kunst angelegt und ausgebildet ist, so wird man doch noch mehr durch die schöne Lage, als diese Kunstwerke angezogen. Das ganze Gehöfte ist hoch situirt, und gewähret überall für das Auge unvergleichliche Aussichten; so daß man, ohne zu übertreiben, behaupten kann: bey Lübeck sey kein so schön belegenes Landguth. Dieser schönen Lage giebt der innere Werth nichts nach. An Gebäuden sind vorhanden:

1. Das neue Wohnhaus, zwar Fachwerk, aber mit allen Vorzügen eines Landhauses versehen, und daneben alle erforderliche Ställe.
2. Das alte jetzt vom Pächter bewohnte Brandmauerne Wohnhaus, welches in einem hinten hinausgebaueten Flügel, Platz für das Vieh und die Fütterung enthält; wobey zugleich Backhaus und Ställe.
3. Eine neu gebauete geräumige Scheune.
4. Ein sehr geräumiges, wohleingerichtetes Haus, für Voigte, Gärtner &c.
5. Ein kleineres für Arbeitsleute.
6. Ein zwey Stockwerk hohes, vor wenig Jahren erst erbauetes Haus, wobey die Schenk-Gerechtigkeit, an der Landstraße belegen, aufs bequemste eingerichtet, dabey die erforderlichen Ställe und
7. Eine sehr gute Scheune.
8. Ist zu einem andern Wohnhause ein massives wohl conservirtes Fundament vorhanden.
9. Ein kupfernes sehr niedliches Lust-Zelt mit einem Fachwerke zum Schutze umgeben.
10. Ein schöner Eis-Keller.
11. Ein ausgemauertes Bad.

Auch sind daselbst 6 bis 8 Fisch-Teiche, ohne einen großen Canal, wo-

rinnen Karpfen, Karautschen und Schleye. Diese werden auch, wenn sie einige Jahre gelegen, ausgemoddert und der Modder zur Düngung gebraucht.

Ausser einer Strecke Landes von 99 Scheffel, (welche der jetzige Besitzer dieses Hofes für den äusserst geringen Preis von 148 mk. von der Stadt-Casse gewissermaßen in Erb-Pacht hat,) gehören zum Ackerhofe selbst anjetzt als Kornfeld benutzte Ländereyen circa 350 Scheffel zu 60 □R. den Scheffel gerechnet; wofür jedoch, weil es nicht vermessen ist, keine Eviction geleistet werden kann.

Die Plantage hält circa 100 Scheffel nach vorberegtem Maasstab. Sie gränzt ans Wohnhaus; ist wohl mit 5000 Bäumen besetzt; hat ein Treibhaus und mehrere vorzügliche Gärten-Einrichtungen, die sich nicht alle beschreiben lassen. Vorzüglich sind darinn eine Parthey Tannen-Bäume und ein Rondel nach der Stadt zu, eine Allee von lauter Amerikanischen Bäumen aus allen Gegenden, große Espalliers von Pfirschen, Abricosen-Pfirschen, und Schatten-Morellen, von einer vorzüglichen Größe, ein großer Platz besetzt mit Reine Claude, Pflaumen-Bäumen, Perdrigon, und mehreren schönen Obst-Sorten; auch ist daselbst noch eine kleine Parthie von schönen Feigen-Bäumen, so wie so manche andere Parthien die Schönheit des Ganzen heben. Der Werth einer solchen Anlage, wobey doch immer wegen der Nähe der Stadt das Angenehme mit bezahlt werden muß, ist zwar sehr schwer zu bestimmen; allein, ohne Rücksicht auf diesen Vorzug, ist doch auch der hohe Werth dieses Gehöftes ausser Zweifel.

Was ein Garten wie diese Plantage auszutragen vermag, das wissen Kunstverständige, die ja zugeben müssen, daß weit kleinere Gärten ihre Besitzer mit ihren Familien ernähren und bereichern. Allein, wenn man blos annimmt, was nach den hier üblichen Preisen von 10 bis 12 mk. pr. Scheffel heraus zu bringen ist; so würde der Ertrag der Plantage, schon als Kraut-Garten verpachtet, seine . . . . 1000 mk. einbringen.

Die übrigen Ländereyen sind zwar jetzt nur zu 1500 mk. verpachtet, würden aber, nach vorstehendem Maasstab berechnet, austhun, sobald die Pachtjahre geendiget sind . . .	3500 —
Der Ueberschuß von den von der Stadt-Casse innehabenden Koppeln würde nach ähnlichen Grund-Sätzen betragen	800 —
Summa	5300 mk.

Diese Summa à 5 pro Ct. gerechnet, beträgt Capital	106000 mk.
Die Gebäude mäßig gerechnet	30000 —
Wollte man die Obst-Bäume mit allen Garten-Einrichtungen auch nur rechnen	6000 —
So ist der Ertrag	142000 mk.

Wer kann aber in jetzigen Zeiten sein Geld zu 5 pro Ct. sicher belegen? Muß man nicht gerne zufrieden seyn, 3 pro Ct. oder höchstens 4 pr. Ct. zu bekommen? und, wenn man nun zu geben muß, daß solches noch sehr vortheilhaft seyn würde, sollte denn nicht, zumal da man nur 10 mk. für den Scheffel gerechnet hat, der doch häufig mit 15 bis 16 mk. bezahlt wird, für Marly 150000 mk. gegeben werden können? Liebhaber müssen es selbst sehen und näher untersuchen, um sich dawider jeden Einwand zu benehmen.

An welchem Tage dieses Gehöfte öffentlich hieselbst verkauft werden soll, wird nächstens in der Lübeckischen Anzeige und Hamburger Zeitungen bekannt gemacht werden. Lübeck den 2. October 1797.

Stefano Torelli.

Ueber Stefanos Herkunft und Lebensverhältnisse enthält Naglers Künstler-Lexicon nähere Angaben. Von einem Zusammenhange seiner Familie mit dem Geschlechte der Torellis, Grafen von Guastalla und Montechiarugolo ist in jenem Werke nicht die Rede, und muß ich es unentschieden lassen, ob sich ein solcher Zusammenhang wirklich nachweisen läßt.

Was ferner die Erzählung von der Verwandtschaft der Familie Ciolek-Poniatowski mit den Torellis anbetrifft, welche ausführlich in der „Art de vérifier les dates“ besprochen ist, so bedeuten freilich beide Worte Ciolek und Torelli so viel wie Stier (Torelli ist das Diminutivum), aber der Geschlechtsname Ciolek geht weit über das siebzehnte Jahrhundert hinaus, und da erst um die Mitte jenes Jahrhunderts Salinguerra nach Polen geflüchtet sein soll, so kann derselbe nicht als der Gründer jenes Namens betrachtet werden. Schon durch diesen Umstand wird die Erzählung von dem Zusammenhange der Poniatowskis und Torellis zweifelhaft.

In Betreff der Wappen jener beiden Familien habe ich durch die Güte des Herrn Geheimen Archiv-Raths Köhne die Mittheilung erhalten, daß die Familie Torelli im Mittelschilde einen Büffel führt, aber aufrecht stehend, während der Poniatowskische schreitet. In dem gründlichen Werke: Orbis polonus von Okolski vom Jahre 1641 kommt die Familie Poniatowski mit dem Büffel im Wappen nicht vor.

Endlich sagt Lelewel in seiner histoire de Pologne, Paris 1844, II. 15, in einer Anmerkung Folgendes: Le nom de Poniatowski est assez connu en Pologne, particulièrement dans la noblesse; mais les familles de ce nom désavouaient les Poniatowski, qui possédèrent le trône et le titre de prince. On trouve une notice sur cette maison royale dans l'art de vérifier les dates, ouvrage très-important où l'on remonte aux Torelli, comtes de Montechiarugolo en Italie dont les descendants dûrent s'établir par quelqu'accident à Krakovie dans le commencement du XVII siècle. Cette extraction fabuleuse et controuvée de la maison royale de Poniatowski était connue en Pologne et faisait rire tout homme judicieux.

Torellis Gemälde im Rathssaale zu Lübeck.

In dem Audienzsaale des Lübecker Rathhauses befinden sich noch heute zehn Gemälde, welche von Torelli im Laufe der Jahre 1760 und 1761 angefertigt sind. Der Herr Bürgermeister Roeck, dessen Bemühungen um meine Arbeit ich nicht dankbar genug anerkennen kann, hat auch die Freundlichkeit gehabt, mir einen Auszug aus den Quittungen mitzutheilen, welche von dem Künstler nach Empfang des Honorars für die einzelnen Gemälde ausgestellt sind. Die letzteren sind darin folgendermaßen bezeichnet: die Freiheit, die Einigkeit, die Mäßigung, die Verschwiegenheit, die Klugheit, die Vorsichtigkeit, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit, die drei freien Künste und die Handlung. Für diese zehn Gemälde erhielt Torelli, laut jener Quittungen, von dem Lübecker Senate die Summe von 420 Louisdor mit 5297 Mark 2 Schilling ausgezahlt.

Chasots Aufenthalt in Berlin in den Jahren 1780, 1784 und 1785.

Ueber Chasots Anwesenheit in Berlin, so wie über sein Zusammenleben mit dem Könige während der Wintermonate der Jahre 1780, 1784 und 1785, finden sich noch genauere Angaben in den Fragmenten über Friedrich den Großen vom Ritter von Zimmermann I. 63, 110, 138 und III. 20. Ein Portrait Chasots, welches Cunningham, höchstwahrscheinlich im Laufe des Jahres 1785, anfertigte, befindet sich auf dem Kupferstichcabinette des königlichen Museums in Berlin. Oben bereits, Seite 184, habe ich bemerkt, daß eben derselbe Maler Chasots Bildniß auch auf dem großen Gemälde anbrachte, welches Friedrich den Großen darstellt, wie er vom Manoeuvre zurückkehrt. Indeß steht Chasot hier ganz im Hintergrunde, so daß seine Züge nicht zu erkennen sind. Es existiren zwei verschiedene Verzeichnisse der auf jenem Gemälde befindlichen Personen; das eine derselben bezeichnet freilich den betreffenden Kopf als den des Generals von Chasot, das andere hingegen bezeichnet eben denselben Kopf als den des Generals von Götz. Auf diesen Umstand hat der Herr Director Schorn die Freundlichkeit gehabt, mich aufmerksam zu machen. Ueber Cunningham siehe neue Berlinische Monatsschrift, Berlin 1809. XXII. 72 u. ff.

Gervais Anton von Chasot.

Die kurzen Bemerkungen, die über das Leben dieses jüngeren Bruders unseres Chasot mitgetheilt sind, finden sich in den Listen der königlichen geheimen Kriegskanzlei zu Berlin und in dem Adelslexicon von Krohne. Eine Abschrift des Patentes seiner Ernennung zum Kammerjunker am herzoglichen Hofe in Neustrelitz vom 21. August 1752 verdanke ich der Güte des großherzoglich mecklenburgischen Hofrathes Herrn Bahlcke.

Die Militair-Emeute in Lübeck im Jahre 1796.

In Folge der Theuerung der Lebensmittel brachen im Juni 1796 unter der Lübecker Garnison Bewegungen aus, welche vornehmlich gegen den Oberst-Lieutenant Sander gerichtet waren. Dieser Officier hatte sich bei dem Militair in demselben Maße unbeliebt gemacht, wie Chasot das allgemeine Vertrauen der Truppe besaß. Uebrigens war der ganze Aufstand ohne weitere Folgen, da derselbe sehr rasch gedämpft wurde. Bei der gegen die Haupträdelsführer eingeleiteten Untersuchung scheint Chasot keine große Rolle gespielt zu haben, was wohl darin seinen Grund gehabt hat, daß er am Tage des Ausbruchs der Emeute nicht in Lübeck, sondern in Marly war, und daß er sich von vornherein vielleicht zu sehr zu Gunsten seiner Soldaten und gegen den ihm persönlich unangenehmen Oberst-Lieutenant Sander ausgesprochen hatte. Die Bibliothek in Lübeck bewahrt ein handschriftliches Mémoire sur les particularités, qui ont occasionné la révolte parmi le militaire dans le mois de juin 1796, écrit par le général-commandant à Lubeck, welches der Bibliothekar, Herr Professor Dr. Deecke, mir gütigst mitgetheilt hat. Eine ausführliche Darstellung des Ursprunges und des weiteren Verlaufes dieser Emeute, welche damals allgemeines Aufsehen erregte, hat Herr Dr. Wilhelm Bremer in den neuen Lübecker Blättern, Jahrgang 1853, veröffentlicht.

Druck von Gustav Schade in Berlin,
Oranienburgerstr. 27.





